

IZG OnZeit

Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums
für Geschlechterforschung (IZG)

Nr. 10 (2021)

BEITRÄGE

**Queer(ness) erzählen. Wie Virginia Woolf und Honoré de Balzac
queere Figuren ‚avant la lettre‘ erschufen**

Patricia Bollschweiler

**Männlichkeit, Care und Gleichstellung. Fürsorgende Männlichkeiten
als Chance für das Geschlechterverhältnis?**

Johanna Pangritz

**Zwischen Emanzipation und Tradition? Eine Untersuchung der
Geschlechtervorstellungen aktuell heranwachsender junger Frauen
mithilfe des Gruppendiskussionsverfahrens**

Greta Wienkamp

**A Critical Study of State Control, Elite Female Athletes and
Fans' Resistance in Post-Revolutionary Iran**

Sharzad Mohammadi

**Die Herstellung devianter Männlichkeit im biopolitischen
Medizindiskurs der Berliner Klinischen Wochenschrift während des
Ersten Weltkrieges**

Ingo Pätzold

**Die Neue Frau als Herausforderung. Mela Hartwigs und
Irmgard Keuns Subjekte der Neuen Sachlichkeit zwischen
Anpassung und Irritation**

Marijke Box

Impressum

© 2021 Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)
All rights reserved

Redaktion: Dr. Birgitta Wrede (IZG)
Layout: Anke Kubitzka (IZG)
Design: Grafikdesign Universität Bielefeld

www.izgonzeit.de
www.uni-bielefeld.de/izg
ISSN 2567-2045

Haftungsausschluss (Disclaimer)

Haftung für Inhalte: Die Inhalte dieser Onlinezeitschrift sind mit größter Sorgfalt erstellt. Für die Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität der Inhalte übernimmt die Redaktion jedoch keine Gewähr. Gem. §§ 5 und 6 Mediendienste-Staatsvertrag und gem. § 8 Teledienstegesetz sind wir für eigene Inhalte auf diesen Seiten nach den allgemeinen Gesetzen verantwortlich. Diensteanbieter sind jedoch nicht verpflichtet, die von ihnen übermittelten oder gespeicherten fremden Informationen zu überwachen oder nach Umständen zu forschen, die auf eine rechtswidrige Tätigkeit hinweisen. Verpflichtungen zur Entfernung oder Sperrung der Nutzung von Informationen nach den allgemeinen Gesetzen bleiben hiervon unberührt. Eine diesbezügliche Haftung ist jedoch erst ab dem Zeitpunkt der Kenntnis einer konkreten Rechtsverletzung möglich. Sollten irgendwelche Rechtsverletzungen zur Kenntnis gelangen, werden wir diese entsprechenden Inhalte umgehend von dieser Webseite entfernen.

Haftung für Links: Diese Webseite enthält Links zu externen Webseiten Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Verlinkung auf mögliche Rechtsverstöße überprüft. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine permanente inhaltliche Kontrolle der verlinkten Seiten ist jedoch ohne konkrete Anhaltspunkte einer Rechtsverletzung nicht zumutbar. Sollten irgendwelche Rechtsverletzungen zur Kenntnis gelangen, werden wir die entsprechenden Links umgehend von dieser Webseite entfernen.

Urheberrecht

Die Redaktion dieser Onlinezeitschrift ist bemüht, stets die Urheberrechte anderer zu beachten bzw. auf selbst erstellte sowie lizenzfreie Werke zurückzugreifen. Inhalte und Werke auf diesen Seiten unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Beiträge Dritter sind als solche entsprechend gekennzeichnet. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung der Autor*innen bzw. der Redaktion. Downloads und Kopien dieser Seite sind nur für den nicht kommerziellen Gebrauch gestattet.

Datenschutz

Soweit in dieser Onlinezeitschrift personenbezogene Daten (Name, Anschrift oder E-Mail-Adressen) erhoben werden, erfolgt dies auf freiwilliger Basis. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Ansicht der Redaktion wieder.

INHALTSVERZEICHNIS

EDITORIAL

Birgitta Wrede

BEITRÄGE

- Queer(ness) erzählen. Wie Virginia Woolf und Honoré de Balzac queere Figuren ‚avant la lettre‘ erschufen**
Patricia Bollschweiler 5
- Männlichkeit, Care und Gleichstellung. Fürsorgende Männlichkeiten als Chance für das Geschlechterverhältnis?**
Johanna Pangritz 21
- Zwischen Emanzipation und Tradition? Eine Untersuchung der Geschlechtervorstellungen aktuell heranwachsender junger Frauen mithilfe des Gruppendiskussionsverfahrens**
Greta Wienkamp 33
- A Critical Study of State Control, Elite Female Athletes and Fans’ Resistance in Post-Revolutionary Iran**
Sharzad Mohammadi 51
- Die Herstellung devianter Männlichkeit im biopolitischen Medizindiskurs der Berliner Klinischen Wochenschrift während des Ersten Weltkrieges**
Ingo Pätzold 68
- Die Neue Frau als Herausforderung. Mela Hartwigs und Irmgard Keuns Subjekte der Neuen Sachlichkeit zwischen Anpassung und Irritation**
Marijke Box 82
- BERICHTE**
- Graduiertenkolleg des IZG „Geschlecht als Erfahrung. Konstitution und Transformation gesellschaftlicher Existenzweisen“** 98
- Framing the Global Contestations of Women’s and Gender Rights. Mid-term-Konferenz der Forschungsgruppe *Global Contestations of Women’s and Gender Rights***
Anna Efremowa 100

Berufseinstieg mit den Gender Studies. Ein Interview mit Absolventinnen des Bielefelder Masterstudienganges „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“	
Sebastian Grieser & Annamareike Schramme	105
NEUERSCHEINUNGEN	112

Editorial

Liebe Leser*innen,

IZGOnZeit, die Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZG), bietet eine Plattform zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Beiträge sowie aktueller Informationen über Aktivitäten und praxisorientierte Entwicklungen im Bereich der Geschlechterforschung insbesondere aus dem Kontext der Universität Bielefeld, aber auch darüber hinaus. Hier gibt es zudem Raum für Beiträge mit Bezug zur Gleichstellungsarbeit.

Diese Ausgabe legt einen deutlichen Schwerpunkt auf die Präsentation von Qualifikationsvorhaben, die im Umfeld der Universität Bielefeld entwickelt wurden. Drei Aufsätze sind auf Grundlage der mit dem Bielefelder Gleichstellungspreis 2020 ausgezeichneten Abschlussarbeiten entstanden:

Patricia Bollschweiler (Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft) beschäftigt sich in ihrer Masterarbeit am Beispiel von zwei ausgewählten literarischen Werken mit den narrativen Mitteln, die eingesetzt werden, um queere Geschlechteridentitäten zu konstruieren. Ihr Beitrag heißt „Queer(ness) erzählen. Wie Virginia Woolf und Honoré de Balzac queere Figuren ‚avant la lettre‘ erschufen“.

Johanna Pangritz (Fakultät für Erziehungswissenschaft) untersucht in ihrer Dissertation den Zusammenhang von fürsorgender und hegemonialer Männlichkeit bei männlichen Fachkräften in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen. Der sich darauf begründende, hier veröffentlichte Aufsatz ist betitelt „Männlichkeit, Care und Gleichstellung. Fürsorgende Männlichkeiten als Chance für das Geschlechterverhältnis?“.

Greta Wienkamp (Fakultät für Soziologie) untersucht in ihrer Bachelorarbeit, wie heranwachsende junge Frauen beziehungsweise Mädchen mit den widersprüchlichen Erwartungen an ihr Geschlecht umgehen und sich selbst in diesem Spannungsfeld verorten. Ihr Aufsatz trägt den Titel: „Zwischen Emanzipation und Tradition? Eine Untersuchung der Geschlechtervorstellungen aktuell heranwachsender junger Frauen mithilfe des Gruppendiskussionsverfahrens“.

Mehr zum Bielefelder Gleichstellungspreis und den ausgezeichneten Preisträgerinnen findet sich hier: <https://www.uni-bielefeld.de/themen/gleichstellung/ausgezeichnet/gleichstellungspreis/>

Sharzad Mohammadi, deren Dissertation von einer Bielefelder Kollegin zweitbegutachtet wurde, entwickelt unter einer sportwissenschaftlichen Perspektive in ihrem Aufsatz „A Critical Study of State Control, Elite Female Athletes and Fans’ Resistance in Post-Revolutionary Iran“ eine deutliche und kritische Perspektive auf die Theokratie im Iran. Sie zeigt, wie Frauen im Iran um ihr Recht am Sport teilzunehmen kämpfen und wie daraus eine landesweite politische Widerstandsbewegung entsteht.

Ingo Pätzold unternimmt unter dem Titel „Die Herstellung devianter Männlichkeit im biopolitischen Medizindiskurs der Berliner Klinischen Wochenschrift während des Ersten Weltkrieges“ eine geschlechtergeschichtliche Analyse unter Zuhilfenahme von Blended Reading Verfahren. Dabei zeigt

er, wie Ärzte während des Ersten Weltkriegs über den Krankheitsstatus von Soldaten entschieden haben und damit als biopolitische Akteure auftraten und Formen devianter Männlichkeit erzeugten.

Marijke Box stellt in ihrem Beitrag „Die Neue Frau als Herausforderung. Mela Hartwigs und Irmgard Keuns Subjekte der Neuen Sachlichkeit zwischen Anpassung und Irritation“ zentrale Ergebnisse ihrer literaturwissenschaftlichen Dissertation vor.

Weitere Einblicke in unterschiedliche Fragestellungen der Geschlechterforschung eröffnen die darauf folgenden Rubriken u.a. mit Berichten über wissenschaftliche Veranstaltungen und ausgewählte Neueröffentlichungen.

Die Redaktion der IZGOnZeit bedankt sich bei allen Autor*innen und wünscht eine anregende Lesezeit. Wir freuen uns auf den persönlichen Austausch im Rahmen der einen oder anderen Veranstaltung des IZG. Informieren Sie sich auf unserer Webseite!

Dr. Birgitta Wrede
Bielefeld, im August 2021

Queer(ness) erzählen. Wie Virginia Woolf und Honoré de Balzac queere Figuren ‚avant la lettre‘ erschufen

Patricia Bollschweiler

Auf jeden Fall kann man, wenn ein Gegenstand sehr umstritten ist – und jede Frage, die mit dem Geschlecht zu tun hat, ist das – nicht darauf hoffen, die Wahrheit zu sagen.¹

Geschlecht ist für die Literaturwissenschaft eine relevante Analysekatgorie, denn es besteht ein „enger Zusammenhang“ „zwischen dem Erzählen von Geschichten und Geschlechterkonstruktionen [...], weil Erzählungen nicht nur Vorstellungen von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ repräsentieren und inszenieren, sondern auch selbst aktiv hervorbringen.“² Geschlecht ist sowohl für die Selbstkonstruktion von Identität relevant als auch eine der wichtigsten Organisationskategorien bei der (Fremd-)Wahrnehmung von Menschen: Durch die Einordnung in die eine oder andere Geschlechterkategorie werden Menschen intelligibel, ‚verstehbar‘, so Judith Butler.³ Das gilt für reale Personen, aber eben auch für literarische Figuren. Um sie zu verstehen, bedienen wir uns derselben Mechanismen wie in der Lebenswelt: Wir versuchen diese Figuren und ihre Identität zu verstehen. Der Vorgang des Intelligiblemachens von Menschen anhand von Geschlecht, das Gendern von Menschen also, ist dann immer auch einer, der in der Sprache vollzogen werden muss;⁴ und auch hier sind wir wiederum mitten in Fragen der Literatur, deren Herausforderung es seit jeher ist, Menschen, menschliche Identität und Erfahrung sprachlich zu fassen.

Doch es gibt auch Texte, die über die binären Geschlechterbilder hinausgehen: Queere Identitäten finden sich in der Erzählliteratur schon lange bevor ‚queer‘ zu einem Begriff der Gender Studies, der Soziologie und auch der Literaturwissenschaft wird – bereits im frühen 19. und 20. Jahrhundert. Queerness ist kein ‚Phänomen‘ des 20. oder 21. Jahrhunderts, wenngleich die Sichtbarkeit, institutionelle und gesellschaftliche Anerkennung und diskursive Öffnung gegenüber queeren Personen in den letzten 20 bis 30 Jahren stetig zugenommen hat – wenn auch nicht überall. Vielmehr begegnen wir in der Literatur schon viel früher Figuren, die sich außerhalb der binären Geschlechterkategorien ‚Mann‘ und ‚Frau‘ verorten (lassen) – und das hat das Potential, zentrale

1 Virginia Woolf: Ein Zimmer für sich allein. Mit einigen Fotos und Erinnerungen an Virginia Woolf von Louie Mayer. Aus dem Englischen von Renate Gerhardt, Frankfurt a. M. 1981, S. 8.

2 Vera Nünning / Ansgar Nünning: Von der feministischen Narratologie zur gender-orientierten Erzähltextanalyse. In: Dies. / ders. (Hg.): Erzähltextanalyse und Gender Studies, Stuttgart 2004, S. 1–32, hier S. 1. Vgl. auch Susan S. Lanser: Queering Narratology. In: Kathy Mezei (Hg.): Ambiguous Discourse. Feminist Narratology and British Women Writers, London 1996, S. 250–261, bes. S. 258.

3 Vgl. Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Aus dem Amerikanischen von Kathrin Menke. 18. Aufl., Frankfurt a. M. 2016 [zuerst 1991], S. 37. Solche intelligiblen Geschlechteridentitäten „sind solche, die in bestimmtem Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (sex), der Geschlechtsidentität (gender), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten.“ (ebd., S. 38)

4 Vgl. u. a. Pamela L. Caughie: Virginia Woolf’s Double Discourse. In: Marleen S. Barr / Richard Feldstein (Hg.): Discontented Discourse. Feminism/Textual Intervention/Psychoanalysis, Urbana – Chicago, S. 41–53, bes. S. 42: „One must assume a sexual identity in order to take one’s place in language, in order to express anything. Sexual identity is assumed in language.“

Gesellschaftsordnungen zu verunsichern. Es sind also Figuren, die queer ‚avant la lettre‘ sind, und die so die Vielfältigkeit möglicher Geschlechtlichkeiten zeigen. In ihnen äußert sich lange vor queer-feministischer Theorie ein Bedürfnis, Identität und Individualität außerhalb zweigeschlechtlicher Normen verstehen und artikulieren zu können.

Derartige Literaturen leisten damit auch einen Beitrag zum lebensweltlichen Erfassen und Verstehen von queerer Identität und, mehr noch, geben der dekonstruktivistischen Gender-Theorie Vorschub, indem sie deren Impulse ‚avant la lettre‘ ästhetisch formulieren. ‚Queer‘ ist also keine Frage von Epoche, von Trend, von Nation und Nationalphilologie, sondern gehört mit ins Zentrum einer gendersensiblen Neulektüre von Literatur(geschichte). Literarisches Erzählen kann unter dieser Perspektive selbst als fluide, queere kulturelle Praxis verstanden werden. Das soll hier exemplarisch anhand zweier literarischer Texte gezeigt werden:⁵ Honoré de Balzacs Novelle *Sarrasine* (1830)⁶ und Virginia Woolfs Roman *Orlando* (1928).⁷ In beiden Erzähltexten werden die Grenzen von geschlechtlicher Binarität brüchig und stabile Identitätskonzepte in Frage gestellt: Wir treffen auf queere (Geschlechter-)Identitäten,⁸ die durch unterschiedliche Verfahren narrativ konstruiert werden, wodurch analog die kulturelle Konstruktion von Gender vorgeführt und hinterfragt wird. In beiden Texten werden narrative Mittel als performative Mittel des *queerings* erprobt,⁹ das heteronormative Geschlechtervorstellungen aufbricht und Zwischenräume oder Möglichkeiten jenseits einer binären Matrix eröffnet.

1. Zwischen den Geschlechtern: Honoré de Balzacs *Sarrasine*

In Balzacs Novelle *Sarrasine* begegnen wir – in einer Binnenerzählung, die von der Erzählung von einem unheimlich anmutenden Greis auf einem Pariser Fest gerahmt wird – dem Kastraten

5 Grundlage dieses Beitrags ist meine Masterarbeit im Fach Literaturwissenschaft mit dem Titel ‚„keine Wahl, als zu gestehen – er war eine Frau“. Queere Identitäten in Honoré de Balzacs *Sarrasine* und Virginia Woolfs *Orlando*‘ (Universität Bielefeld, November 2019). Dank gilt meinen beiden Gutachern Prof. Dr. Wolfgang Braungart und Prof. Dr. Walter Erhart, beide Universität Bielefeld, nicht nur für Ihre umsichtige Betreuung, sondern auch für die Nominierung für den Bielefelder Gleichstellungspreis 2020 in der Kategorie „Genderforschung/Genderthemen in Qualifikationsarbeiten“. Ebenso sei Anna Lenz, Universität Bielefeld, und Lukas Gutsfeld, Universität Hildesheim, für ihre sorgfältige Lektüre und redaktionellen Anmerkungen gedankt.

6 Honoré de Balzac: *Sarrasine*. In: Ders.: Die Menschliche Komödie. Gesamtausgabe in zwölf Bänden mit Anmerkungen und biographischen Notizen über die Romangestalten. Hg. und eingeleitet von Ernst Sander. Bd. 7: Die Menschliche Komödie. Sittenstudien. Szenen aus dem Pariser Leben, München 1971, S. 529–570. Im Folgenden mit der Sigle BS, Seitenangabe.

7 Virginia Woolf: *Orlando*. Eine Biographie. Deutsch von Brigitte Walitzek, Frankfurt a. M. 1990 (= Virginia Woolf: Gesammelte Werke. Prosa 7. Hg. Von Klaus Reichert). Im Folgenden mit der Sigle WO, Seitenangabe.

8 Es wird die Schreibweise Geschlechteridentität gewählt (im Unterschied zu Geschlechtsidentität, wie sie teilweise in der Forschungsliteratur gebraucht wird), um der Pluralität von geschlechtlicher Identität Rechnung zu tragen.

9 Unter *queering* werden in den Queer Studies Dekonstruktionsverfahren verstanden, mit denen im breiten Spektrum möglicher lebensweltlicher und künstlerischer queerer Praktiken das ‚Andere‘ gezeigt und artikuliert werden soll, um zu hinterfragen, was das ‚Normale‘ ist und ob es tatsächlich ‚normal‘ ist. Das kann durch „Regelbrüche und Erwartungsenttäuschung“, institutionelle „Erschütterung der Zwangszweigeschlechtlichkeit“ oder „Veruneindeutigung von Handeln“ (Nina Degele: Heteronormativität entselbstverständlichen. Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies. In: Dies. / Meike Penkwitt [Hg.]: *Queering Gender – Queering Society*, Freiburg i. Br. 2005 [= Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung 17], S. 15–40, hier S. 22) geschehen und so das unbewusst als selbstverständlich und normal anerkannte System von Heteronormativität ins Wanken gebracht, entselbstverständlich werden, z. B. durch das *cross dressing*, das Parodieren von geschlechtlichen Markierungen (Kleidung, Make-Up, o. ä.; man denke z. B. an Dragqueens) (vgl. ebd., S. 24), oder durch Travestie.

Zambinella, die*der auf der Bühne der italienischen Oper als Sopranist*in brilliert und darum immer wieder in die Rolle von Frauen schlüpft – so überzeugend, dass sich der französische Bildhauer Ernest-Jean Sarrasine in sie*ihn verliebt, als er sie*ihn auf seiner Italienreise 1758 auf der Bühne sieht.¹⁰ Obsessiv besucht er jede weitere Vorstellung der Oper und gelangt schließlich in Zambinellas engeren Kreis, wo er ihr*ihm offen Avancen macht, die sie*er kokett zurückweist. Als Zambinella sich aus ihm unbegreiflichen Gründen von ihm zurückzieht, plant er, sie*ihn bei einem Auftritt im Palast eines Botschafters zu entführen und ist schockiert, als er sie*ihn dort in Männerkleidung auftreten sieht.¹¹ Er wird von einem Besucher des Festes aufgeklärt, dass Zambinella ein Kastrat ist. Voller Wut entführt er Zambinella und konfrontiert sie*ihn mit der Täuschung. Er ist gewillt, Zambinella umzubringen, als drei Gesandte des Kardinals Cicognara, dessen Protegé Zambinella ist, auftauchen und Sarrasine töten.

Der Grund, warum Sarrasine Zambinella als Frau liest, ist zunächst ihre*seine äußere Erscheinung, vor allem die Kleidung: Auf der Bühne tritt Zambinella als Frau auf, trägt Frauenkleider und singt mit einer hohen Sopranstimme, später spielt sie*er mit der Täuschung Sarrasines und erhält den Schein aufrecht, bedient sich weiblicher Verhaltensmuster und Codes, die Sarrasines Lesart Zambinellas als Frau und seine romantischen Gefühle bestätigen.¹² Kleidung fungiert bei Sarrasine – diskursiv normalisiert – als Indikator für Geschlecht. Sein Blick ist selektiv und folgt der Logik der Kleider- und Geschlechterordnung, die er kennt.¹³ Sarrasine projiziert daraufhin von seiner eigenen Geschlechtlichkeit aus auf Zambinella ein Geschlecht, das dem seinen entgegengesetzt ist. Es ist also die Kombination aus körperlichen und kulturellen Codes, die diese Fehldeutung aufrechterhalten. Doch der Erzähler gibt einen Hinweis darauf, was diese Lesart ist, nämlich eine kulturelle *Interpretation* eines kodierten Körpers („wurde von dem verliebten Künstler *als ein Anzeichen* äußerster Sensibilität *gedeutet*“, BS, 556, Hervorh. P.B.). Und auch Zambinella streut Zweifel am eigenen Geschlecht: „Wenn ich nun keine Frau wäre?“ (BS, 559) Es ist kein Faktum, was hier erzählt wird, sondern es ist eine *Deutung* geschlechterspezifischen Verhaltens – die offensichtlich falsch und voreilig ist, wie sich später herausstellen wird.¹⁴ Mit der geschlechtlichen Gegenteilsbeziehung, die

10 Es werden sie*er/ihre*seine als Pronomen für beide literarischen Figuren gebraucht, da beide sich der binären Geschlechterordnung entziehen und deren Grenzen auf eigene Weisen überschreiten.

11 Das wird auch narrativ deutlich, denn mit der Entdeckung, dass Zambinella keine Frau ist („Eine grausige Wahrheit hatte seine Seele durchdrungen“, BS, 563), werden nicht mehr die weiblichen, sondern männliche Personalpronomen benutzt („der musico“, „Zambinella [...] begann von neuem das Stück, das er so eigenwillig abgebrochen hatte“, BS, 563).

12 Vgl. dazu u. a. Sheila Liming: Romancing the Interstitial: Howe, Balzac and Nineteenth-Century Legacies of Sexual Indeterminacy. In: *Nineteenth-Century Literature* 72 (3) (2017), S. 311–337, bes. S. 327; Franz Penzenstadler: Eros und Ästhetik in Balzacs *Sarrasine*. In: Maria Moog-Grünwald (Hg.): *Eros. Zur Ästhetisierung eines (neu)platonischen Philosophems in Neuzeit und Moderne*, Heidelberg 2006, 159–179, bes. S. 159.

13 Vgl. Eveline Kilian: *GeschlechtSverkehrt. Theoretische und literarische Perspektiven des gender-bending*, Königstein/Taunus 2004, S. 219.

14 Die ‚Wahrheit‘ über Zambinella wird zwar zuerst über ihre Kleidung enthüllt, zum Fakt wird sie aber erst durch die sprachliche Fassung, den Wechsel der Pronomen. Enger könnte die performative Verbindung von Kleidung, Geschlecht und Diskurs kaum sein. Man könnte von *cross dressing* sprechen, es meint die ‚Verkleidung‘ als das ‚andere‘, entgegengesetzte Geschlecht. Das würde voraussetzen, dass Zambinella ein Mann ist – eine Annahme, die in der Novelle narrativ immer wieder unterlaufen wird. Vielmehr erscheinen Zambinellas Handlungen eine ganz eigene, künstlerische Ausdrucks- und Identitätsform durch Kleidung jenseits von Polaritäten zu sein: Ein *cross dressing* ohne essentielle Bezugsgröße und Ursprung also. Die Kunst ist also in der Lage, sich dem Vereindeutigungsdruck zu widersetzen und Uneindeutigkeit auszuhalten und stellt damit zugleich die Möglichkeit in den Raum, dieses Aushalten von Uneindeutigkeit auch auf die Wirklichkeit zu übertragen. (Vgl. zum *cross dressing* Marjorie Garber: *Vested Interests. Cross-Dressing and Cultural Anxiety*, New York 1992.)

Sarrasine auf Zambinella projiziert, stabilisiert er auch seine eigene Männlichkeit; und so steht auch Sarrasines Identität auf dem Spiel, als Zambinellas Nicht-Weiblichkeit aufgedeckt wird. Mit dem Zusammenbruch dieser Ordnung wird nicht nur Sarrasine zum Verlierer gegen die Perspektive einer pluraleren Möglichkeit von Geschlecht, sondern das ganze System, das er repräsentiert, wird in Frage gestellt und geradezu bloßgestellt.

Die Brüchigkeit und Unzuverlässigkeit des binären Systems wird auch immer wieder in der Erzählstruktur spürbar: Durch Auslassungen und Andeutungen, aber auch durch die zunehmende Verengung auf Sarrasines unwissende Perspektive entsteht eine Ahnung, dass Zambinella keine ‚gewöhnliche‘ Frau ist, die sich aber erst später mit der Enthüllung von Zambinellas Geschlechtlichkeit auflöst. So entsteht performativ auf der Erzählebene „Unbehagen“¹⁵ und eine Uneindeutigkeit, eine Leerstelle, die sich im Inhalt des Erzählten, nämlich der unklaren Geschlechtlichkeit Zambinellas, widerspiegelt. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die Fülle von dichotomen Gegensätzen und Bildern, die sich alle in Zambinella vereinen, sodass ihr*sein Status als Mensch zur Debatte steht. Der Greis der Rahmenerzählung (der sich als die*der gealterte Zambinella herausstellen wird) wird im Modus binärer Oppositionen beschrieben. Nicht nur zwischen Leben und Tod („leichenhafter Schädel“, „knochenhaft“, „bläuliche Lippen“, „menschliche[s] Wrackstück“, BS, 540) bewegt sich der umherwandelnde Kastrat, auch zwischen Männlichkeit („Mann“, „Moschusduft“, ebd.) und Weiblichkeit („weibliche Koketterie“, Perücke, Schmuck, „Eitelkeit“, ebd.), zwischen Mensch und Göttlich-Übermenschlichem („auf göttliche Weise weiblich“, ebd.), zwischen Anmut und Hässlichkeit, phantastischem Mythos („japanisches Götzenbild“, „Chimäre“, ebd.) und Gegenwart bzw. Realität, aber auch zwischen Kunst(werk) („Statue“, „Arabeske“, ebd.) oder gar Mechanischem, Maschinellem¹⁶ und Leben. In all diesen Bildern wird der Greis der Menschlichkeit enthoben. Auch Zambinella wird vom Erzähler irgendwo im Spektrum zwischen Morbidem und Fast-Menschlichem verortet, anthropomorph und eine künstlich erzeugte „Kreatur“ (BS, 562), nicht aber genuin menschlich soll sie*er sein, vielmehr aus einer „Außer-Welt und Jenseits-Zeit“,¹⁷ so Roland Barthes. Darin klingt eine Kernüberlegung Butlers an, die nach dem Zusammenhang von lesbärer Geschlechtlichkeit und der Anerkennung als Mensch fragt:

Die Frage [...] ist, ob wir im vorherrschenden Gesellschaftsmodell von jemandem eine lesbare geschlechtliche Identität verlangen, um sie oder ihn als Menschen anzuerkennen. Damit wird die Geschlechtsidentität zu einer kulturellen Voraussetzung für das Menschsein.¹⁸

15 Elke Richter: Eine Geschichte im Tausch gegen eine Liebesnacht... Balzacs *Sarrasine* aus narratologischer Perspektive. In: Dies. / Karen Struve / Natascha Ueckmann (Hg.): Balzacs „Sarrasine“ und die Literaturtheorie. Zwölf Modellanalysen, Stuttgart 2011, S. 65–81, hier S. 78.

16 „Er mutete an, als sei er der Versenkung entstieg, durch irgendeinen Bühnenmechanismus emporgehoben.“ (BS, 537) oder „Wenn der Alte die Augen auf die Festgäste richtete, hatte es den Anschein, als würden diese Kugeln, die außerstande waren, Licht zurückzustrahlen, mittels einer nicht wahrnehmbaren Maschinerie bewegt.“ (BS, 540); „Ein Gefühl des tiefen Grauens vor diesem Mann überkam das Herz, wenn ein fatales Hinschauen einem die Merkmale enthüllte, die die Hinfälligkeit diesem *ungewissen Mechanismus* aufgeprägt hatte.“ (BS, 539, Hervorh. P.B.)

17 Roland Barthes: S/Z. Aus dem Französischen von Jürgen Hoch, Frankfurt a. M. 1976 [zuerst Französisch 1970], S. 47.

18 Svenja Flaßpöhler / Millay Hyatt: Heterosexualität ist ein Phantasiebild. Judith Butler im Gespräch. Die Adorno-Preisträgerin über Geschlecht, Begehren und die fundamentale Fragilität des Lebens. In: Philosophiemagazin 01 (2013), S. 64–69, hier S. 64.

Das Mensch-Sein wird Zambinella zunächst als Greis abgesprochen, später auch als uneindeutiges geschlechtliches Wesen aufgrund der Kastration. Schon durch die narrative Struktur der Novelle erscheint Zambinellas Identität also zumindest ambig: die junge, schöne, weibliche und vollkommene Primadonna, die „absolut Begehrenswerte[]“¹⁹ in der Binnenerzählung im Kontrast zum alten, hässlichen Greis in der Rahmenerzählung, die in einer Figur verschmelzen. Diese divergierenden Identitäten, die aber gleichermaßen zu Zambinella gehören, auch wenn sie unvereinbar scheinen, sind alle „wahr“, „denn sie alle gehören zur Definition“ dieser Figur. All diese Beschreibungen Zambinellas „bezeichnen die Wahrheit, aber, selbst wenn sie alle zusammenkommen, reichen sie nicht aus, die Wahrheit zu nennen“.²⁰

Kern der Novelle ist damit nicht die Suche nach der ‚Wahrheit‘, sondern die Ambivalenz oder gar Polyvalenz der Wahrheit, exerziert am Beispiel Zambinella. Es gibt nicht eine Wahrheit, stattdessen vereinen sich in Zambinella derart viele Wahrheiten, dass sie die Erfassbarkeit des Menschlichen, repräsentiert durch den statisch denkenden Sarrasine, übersteigen. Genau darin liegt der (queere) Wert der Figur Zambinella, in der „Vernichtung des Sinns“²¹ und der Wahrheit. Balzac kreiert hier folglich eine plurale, kombinatorische Idee von Subjekt und Identität, die Widersprüche und Kongruenzen beinhaltet – und aushält – und vor allem von Komplexität geprägt ist.²² Die *queering*-Strategie, die hier zum Tragen kommt, ist also eine Pluralisierung von geschlechtlicher Identität jenseits von männlich/weiblich und dadurch eine Destabilisierung der essentialistischen binären Geschlechterordnung, die der Erzähler zu etablieren versucht.

Trotz des Versuchs, als allwissender Erzähler aufzutreten, sind es narratologisch seine Unzuverlässigkeiten, die schließlich auch seine binären Strukturierungsprinzipien für die Welt, Geschlecht und Identität in Zweifel ziehen. Dem Erzähler und seiner (binären) Weltsicht ist eben nicht zu trauen. Es ist demnach die dualistische Perspektive des Erzählers selbst im Wechselspiel mit seiner Unzuverlässigkeit, die die Lesenden zum Hinterfragen genau dieser Weltsicht animiert. Auf diese Weise trägt die Art der Narration zur Reflexion über Inhalt und Wahrheitsgehalt derselben bei.

Damit sind wir mitten im Problem der diskursiven Interpretation und dem Lesen von menschlicher Geschlechtlichkeit. Denn ebenso wie der Erzähler uns zu einer Interpretation der Hinweise, dass es bei Zambinella noch etwas zu entdecken gibt, zwingt, für das wir die Fähigkeit zur Interpretation haben (im Gegensatz zum vor Liebe blinden Sarrasine), so sind wir doch immer diskursiv gezwungen, eine Geschlechteridentität bei unserem menschlichen Gegenüber auszumachen und eine potentielle Uneindeutigkeit zu klären. Zambinella widersetzt sich diesem Drang der Einordnung, denn als Kastrat steht sie*er „zwischen den Geschlechtern“,²³ und entzieht sich darum auch der sprachlichen Erfassung.²⁴ Der Novelle gelingt es durch die narrative Gestaltung, eine produktive Verunsicherung

19 Barthes: S/Z, S. 75, zum Greis auch S. 65: „das LEBLOSE, das FEMININE, das ÜBERALTERTE, das MONSTRÖSE, das REICHE.“ (Hervorh. im Original)

20 Barthes: S/Z, S. 65.

21 Barthes: S/Z, S. 70.

22 Vgl. Barthes: S/Z, S. 71.

23 Barthes: S/Z, S. 193.

24 Stattdessen werden Punkte, die eine Leerstelle markieren, benutzt: „Ha, du bist eine Frau!“ rief der Künstler außer sich, „denn nicht einmal ein...“ Er unterbrach sich. – ‚Nein‘, fuhr er fort, ‚auch so einer würde nicht so viel Niedrigkeit aufbringen.“ (BS, 564)

und Ambivalenz in Bezug auf diese vermeintliche Eindeutigkeit von Geschlecht, Welt, ‚Wahrheit‘ und Kunst zu erzeugen.

Wenngleich der Erzähler nicht in der Lage ist, den binären Geschlechterdiskurs zu reflektieren und an Stellen der geschlechtlichen Unsicherheit Leerstellen als Platzhalter der Sprachlosigkeit dienen müssen, so bietet die Novelle doch Anhaltspunkte für eine progressive Lesart. Denn Zambinella ist eine Figur, der Veränderung und Veränderbarkeit eingeschrieben sind, also eine sozialperspektivische und -progressive Möglichkeit zur Überwindung biologischer Kategorien bereithält. Dafür spricht, dass Zambinellas Geschlechtlichkeit bis zum Schluss keinen Namen erhält (als „Geschöpf“ wird sie*er bezeichnet, BS, 566): Weil es keine sprachliche Fixierung ihrer*seiner Geschlechtlichkeit braucht. Zambinellas ‚Wahrheit‘, wie immer diese aussieht und so komplex sie ist, wird durch den Versuch der künstlerischen Fixierung (ob nun sprachlich oder bildlich, wie Sarrasine es als Bildhauer versucht) nicht abgebildet, das Leben und der Mensch selbst in seiner Subjektivität und Individualität sind die einzigen Schlüssel zu individueller Wahrheit und Wirklichkeit. Was aber in der Erzählung ebenso sichtbar wird, ist die Negierung von jeder Form von Ursprünglichkeit, Wesenhaftigkeit und damit jeder Vereindeutigung, da Wahrnehmung immer subjektiven Einstellungen und Seh-Weisen unterworfen ist. Subjektivität und Identität sind in ihrer komplexen multiplen Struktur nicht greifbar und der Versuch, sie zu erfassen, muss darum scheitern, im Leben wie in der Kunst. Was bleibt, ist also ein starkes Argument für die Interpretationsfreiheit der Kunst, die sich in der Geschlechterposition Zambinellas manifestiert, die eben nicht nur auf *eine* Art interpretierbar ist, sondern offen und (mindestens) ambivalent ist, und keiner endgültigen Fixierung bedarf, um zu existieren. Es ist ebenjenes Argument, das in den Gender und Queer Studies immer wieder stark gemacht wird und Geschlecht und Identität überhaupt freiheitlicher denkt – und das Balzac hier bereits 1830 literarisch artikuliert und legitimiert. All jene gendertheoretisch relevanten Themen und Ideen finden wir in *Sarrasine*, exemplarisch in der queeren Figur Zambinella. Sie*er bewegt sich äußerlich und sozial zwischen den Geschlechtern, weicht ihre Binarität auf und repräsentiert eine mögliche Ordnung jenseits bekannter und damit fassbarer Strukturen.²⁵ In jedem Fall scheidet die heteronormative Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit und geht symbolisch mit Sarrasines Tod zugrunde – und macht so Platz für eine fluidere, polyvalente Idee von Geschlecht (und Kunst), die aber integriert ist in das uns bekannte System. Die Novelle entwirft mit dieser Perspektive früh und auf bemerkenswerte Weise ‚avant la lettre‘ gender- und queertheoretische Überlegungen und räumt Queerness einen nicht nur ästhetisch legitimierten Raum ein.

2. Vom Geschlechtswechsel zu Genderfluidität: Virginia Woolfs *Orlando*

In Virginia Woolfs 1928 erschienenem Roman *Orlando. Eine Biographie* wird auf eindrückliche Weise antizipiert, dass Frau-Sein und -Werden kulturelle Prozesse der Einschreibung und Verinnerlichung geschlechtlicher Rollen sind und dass sämtliche Geschlechterrollen diesem prozessualen „Werden“ unterworfen sind. Denn die Hauptfigur Orlando kommt als biologischer Mann zur Welt, lernt über fünf Jahrhunderte, was es heißt, ein Mann in der Gesellschaft und verschiedenen Epochen zu sein,

25 Heute wäre Zambinella womöglich non-binary, bigender, genderqueer oder genderfluid; heute fehlen uns nicht mehr die Worte dafür.

verwandelt sich dann plötzlich in eine Frau – und muss einen völlig neuen Prozess des Geschlecht-Werdens beginnen, eine neue geschlechtliche und zum Teil auch soziale Identität prozesshaft und performativ entwickeln; und auch das über Jahrhunderte und sich verändernde gesellschaftliche Gegebenheiten, bis ins frühe 20. Jahrhundert.

Auch für *Orlando* ist die Unzuverlässigkeit der Erzählinstanz das narrativ wohl wichtigste Merkmal, die in parodistischer Diskrepanz zum Genre der Biographie steht,²⁶ dem der Roman paratextuell durch den Untertitel zugeordnet wird und damit auch bestimmte Leseerwartungen erzeugt.²⁷ Das betrifft zum einen zeitliche Fragen und Mittel in der Erzählung, zum anderen widersprüchliche oder unvollständige Passagen und die Reflexion dieser Unvollständigkeit. Die Erzählinstanz begleitet Orlando rückblickend durch die Jahrhunderte, bewertet, kommentiert, macht Einschübe und gibt historische Erklärungen: Die Sprechsituation erweckt also den Anschein einer Nullfokalisierung. Die Erzählstimme wirkt so zunächst als eine extradiegetisch-heterodiegetische, doch es werden immer wieder Zweifel daran gesät: Die Erzählinstanz scheint als Zeug*in bei verschiedenen Geschehnissen präsent gewesen zu sein: „Von ihrem Inhalt können wir folglich nicht sprechen, sondern können nur *bezeugen*, daß Orlando mit seinem Wachs und seinen Siegeln [...] sehr beschäftigt war“ (WO, 91, Hervorh. P.B.). Dennoch kann sie oft nicht genau wiedergeben, was geschehen ist und verstrickt sich in Widersprüche. Das betrifft auch die Zeitdimension: Auch wenn es immer wieder vermeintlich authentische Einschübe von Kalender-Daten oder historischen Spuren gibt,²⁸ ist im Verlauf des Romans nicht immer eindeutig, welches Jahrhundert Orlando gerade durchlebt.

Verstärkt wird das Unterwandern der eigenen narrativen Autorität und Zuverlässigkeit durch das Exponieren der eigenen männlichen Erzählmacht, die aber immer wieder parodistisch oder ironisch unterlaufen wird:

Aber Orlando war eine Frau [...]. Und wenn wir die Lebensgeschichte einer Frau schreiben, dürfen wir, darüber herrscht Einigkeit, auf unsere Forderung nach Taten verzichten und sie durch die Liebe ersetzen. Die Liebe, hat der Dichter gesagt, ist das, woraus die Frau einzig lebt. [...] Aber die Liebe – wie die männlichen Romanschreiber sie definieren – und wer spricht, schließlich und endlich, mit größerer Autorität? – hat nicht das geringste mit Güte, Treue, Großzügigkeit oder Poesie zu tun. (WO, 197f.)

Wann immer ein männlicher Erzählgestus angeschlagen wird, wird er derart ironisch überspitzt, dass darin eine Kritik an männlichem Erzählen, der Ökonomie männlichen Erzählens und so auch insgesamt am Gerüst hegemonialer Männlichkeit offenbar wird. An einer Stelle bezeichnet sich die Erzählinstanz nicht mehr als ‚Biograph‘, sondern als „der Memoirenschreiber“ (WO, 157); als

26 Woolf greift hier, wie an vielen anderen Stellen, auf eine literarische Tradition zurück: Laurence Sterne experimentiert in seinem Roman *Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman* im 18. Jahrhundert schon parodistisch mit dem Genre Biographie und mit dem Wechselspiel von Erzähltem und Erzählweise.

27 Woolf schreibt *Orlando* als fiktive Biographie ihrer Freundin und Geliebten Vita Sackville-West. Der Roman ist aber eher die Parodie einer Biographie: Er enthält ein parodistisches (unvollständiges) Namensregister (vgl. WO, S. 242ff.) und Bilder der thematisierten Personen, jedoch nicht an den Stellen, an denen sie vorkommen, sondern frei im Text verteilt (vgl. dazu auch Franziska Schößler: „Als sie ein Knabe war“ – *Cross-dressing* und Poetik in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und Woolfs *Orlando*. In: Rotraud von Kulesa / Meike Penkwitt [Hg.]: *Cross-dressing und Maskerade*, Freiburg i. Br. 1999 [= Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung 5 [1]], S. 61–74, bes. S. 65). Zum Paratext vgl. Genette, der ihn einen „auktorialen [...] Kommentar“ nennt (Gérard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig, Frankfurt a. M. 1989, S. 10).

28 Z. B. „Am siebenten Tage seiner Trance (Donnerstag, dem 10. Mai)“ (WO, 99).

Teilhaber*in an einem völlig anderen, subjektiven Genre der Selbsterzählung also, was die Unsicherheit, *wer hier wessen* Geschichte erzählt, schürt. Es ist folglich keine auktoriale Erzählinstanz, aber sie gibt durch narrative Mittel vor, eine zu sein – und führt damit permanent strukturell und performativ die Unzuverlässigkeit jeglicher Wirklichkeits- und Authentizitätskonstruktion vor. Die Lesenden werden damit vor dasselbe Problem gestellt, das Orlando beim Schreiben empfindet: „Und er verzweifelte an seiner Fähigkeit, das Problem zu lösen, was Dichtung sei und was Wahrheit“ (WO, 75f.).²⁹

Vor dem Geschlechtswechsel ist Orlando ein attraktiver, aristokratischer, wohlhabender junger Mann, reüssiert beruflich und gesellschaftlich, wird zuerst Schatz- und Hofmeister der Königin im 16. Jahrhundert, später königlicher Gesandter in Konstantinopel im 17. Jahrhundert, und genießt hohes Ansehen. Auf den ersten Blick erscheint Orlando eher ungeeignet, eine Figur der Subversion, des ‚Anderen‘ zu werden.³⁰ Doch die Privilegierung Orlandos erlaubt es, den Fokus umso mehr auf andere Aspekte von Identität zu legen, besonders auf das Geschlecht. Denn von Beginn an wird die vermeintliche Eindeutigkeit von Orlandos Geschlecht immer wieder narrativ unterlaufen, schon im ersten Satz des Romans: „Er – denn es konnte keinen Zweifel an seinem Geschlecht geben, wenn auch die Mode der Zeit einiges tat, es zu verhüllen [...]“ (WO, 11).³¹ Die Erzählinstanz macht sich hier beinahe verdächtig, indem sie eine eigentlich überflüssige Information zum Geschlecht nennt und damit von Beginn an „das Merkmal Geschlecht [...] in das Zentrum der Aufmerksamkeit rückt.“³² Das eigentlich Eindeutige wird gerade durch die Betonung der Eindeutigkeit zweifelhaft.³³ Durch die Lenkung der Aufmerksamkeit auf den Aspekt Geschlecht wird genau das herausgestellt, was die Lesenden *nicht* denken sollen: dass Orlandos Geschlecht eindeutig sei.³⁴

Der Geschlechtswechsel Orlandos ist ein phantastisches Ereignis, das weder eingeführt noch begründet wird. Die wundersame Verwandlung wird begleitet von drei allegorischen Figuren: Reinheit, Keuschheit und Sittsamkeit.³⁵ Orlando erwacht nach einer schlafartigen Trance als Frau. Durch die magischen, ans Märchen erinnernden, und mythologischen Elemente dieser Geschlechtsmetamorphose wird der Wahrheitsanspruch, den die während der Szene dröhnenden Trompeten so

29 Auch hier ist der intertextuelle Verweis auf Goethes Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* auffällig; vgl. dazu Christian Klein: Erzählen und personale Identität. In: Matías Martínez (Hg.): *Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte*, Stuttgart – Weimar 2011, S. 83–89, hier S. 85.

30 Vgl. Nancy Cervetti: In the Breeches, Petticoats, and Pleasures of *Orlando*. In: *Journal of Modern Literature* 20 (2) (1996), S. 165–175, hier S. 166.

31 Auch wird im ersten Satz bereits auf die Rolle der Kleidung und wie sie mit dem Geschlecht zusammenhängt verwiesen, ein im Roman ein wiederkehrendes Motiv.

32 Marion Gymnich: *Entwürfe weiblicher Identität im englischen Frauenroman des 20. Jahrhunderts*, Trier 2000, S. 297.

33 Vgl. Caughie: *Virginia Woolf's Double Discourse*, S. 42.

34 Vgl. u. a. Cervetti: In the Breeches, S. 166 und J.J. Wilson: *Why is Orlando Difficult?* In: Jane Marcus (Hg.): *New Feminist Essays on Virginia Woolf*, Lincoln/Nebraska 1981, S. 170–184, hier bes. S. 179.

35 Auch hier gibt es intertextuelle Bezüge: Die drei „Schwestern“ (WO, 102), die Orlandos Schicksal plötzlich radikal verändern, erinnern an die Moiren der griechischen Mythologie (in der römischen Mythologie die Parzen). Sie sind die drei Schicksalsgöttinnen, die den Lebensfaden und damit das menschliche Schicksal in der Hand halten. Interessant ist auch die vestimentäre Metaphorik der Schicksalsgöttinnen, die bei Homer Spinnerinnen sind und sich damit in das immer wiederkehrende Metaphernspiel rund um Kleidung einfügen (vgl. Sylvia Zimmermann: *Art. Moiren*. In: Kai Brodersen / Bernhard Zimmermann (Hg.): *Metzler Lexikon Antike*, Stuttgart – Weimar 2000, S. 389).

vehement fordern („DIE WAHRHEIT“, WO, 103)³⁶ und der auch von der Erzählinstanz als Biograph*in immer wieder proklamiert wird, unterlaufen und ad absurdum geführt.

Die Erzählinstanz erkennt anschließend den Geschlechtswechsel an („bleibt uns keine Wahl, als zu gestehen – er war eine Frau“, WO, 103) und vollführt den Wechsel der Pronomen ohne Probleme. Nach Orlando's Verwandlung werden nach einer kurzen Erklärung pragmatisch-objektiv die weiblichen Personalpronomen verwendet: „Seine Erinnerung – aber in Zukunft müssen wir der Konvention zuliebe ‚ihre‘ statt ‚seine‘ und ‚sie‘ statt ‚er‘ sagen –, ihre Erinnerung also reichte durch alle Ereignisse ihres bisherigen Lebens zurück“ (WO, 104). Durch die veränderte Bezeichnungspraxis wird eine neue geschlechtliche Realität performativ geschaffen und macht zugleich grundsätzlich deutlich, wie Geschlecht an eine solche Versprachlichung geknüpft ist. Der Pronomenwechsel für Orlando (wie auch für Zambinella) ist damit ein gutes Beispiel für die Verfahren und Wirkung narrativer Performativität.

Bezeichnend ist aber auch Orlando's gleichgültige Reaktion auf den Geschlechtswechsel: „Orlando betrachtete sich von Kopf bis Fuß in einem hohen Spiegel, ohne auch nur die geringste Spur von Fassungslosigkeit zu zeigen, und ging, vermutlich, in sein Bad.“ (WO, 103) Und weiter:

Der Wechsel schien sich schmerzlos und vollständig und auf eine Art vollzogen zu haben, daß Orlando selbst keine Überraschung darüber zeigte. Dies berücksichtigend und mit der Behauptung, ein solcher Wechsel des Geschlechts widerspreche der Natur, haben viele Menschen keine Mühe gescheut, zu beweisen, 1.) daß Orlando immer eine Frau gewesen sei, 2.) daß Orlando auch in diesem Augenblick ein Mann sei. Sollen Biologen und Psychologen dies entscheiden. Für uns genügt es, die schlichte Tatsache festzuhalten; Orlando war ein Mann bis zum Alter von 30 Jahren; als er eine Frau wurde und es seitdem geblieben ist. (WO, S. 104)

Diese Gelassenheit oder vielmehr Nicht-Reaktion auf die Verwandlung steht in größtmöglicher Diskrepanz zur ausführlichen Einführung und Kommentierung der Metamorphose durch die Erzählinstanz (vgl. WO, 100–104) und zur angenommenen Gewichtung dieses Ereignisses durch die Lesenden, die einen solchen Geschlechtswechsel höchstwahrscheinlich als unglaubliche Wendung empfinden werden, die das betroffene Individuum in eine tiefe (Identitäts-)Krise stürzen müsste. In dieser Passage werden aber zudem eine ganze Reihe von diskursiven Annahmen aufgerufen, die Orlando auf unterschiedliche Weisen als eine queere Person identifizieren: Die Annahme, dass Orlando „immer eine Frau gewesen sei“ und der Geschlechtswechsel nun der körperliche Vollzug dieser Gender-Identität wäre, würde Orlando zu einer Transgender-Person machen (wenngleich dies keinesfalls ein lebensechtes Portrait einer Transgender-Person ist). Die zweite Annahme, dass Orlando trotz weiblicher Physiognomie ein Mann sei, sich also nach wie vor als männlich identifiziere, ist nicht weniger queer; es würde bedeuten, dass Orlando im ganz allgemeinen Sinne eine Trans*identität besitze. Die Entscheidung wird in die Hände der Wissenschaft gelegt. Damit wird zwar einerseits Queerness ganz grundsätzlich als untersuchenswert und potentiell pathologisch

36 Die drei Schwestern versuchen um jeden Preis, die „furchtgebietende Wahrheit“ von Orlando's Geschlecht unter ihren Schleiern zu verbergen (WO, 103), doch die „herben Gottheiten“ (WO, 100) Wahrheit, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit fordern mit ihren Trompeten in lauten Fanfaren die Wahrheit. Vgl. auch Christy L. Burns: Re-Dressing Feminist Identities: Tensions between Essential and Constructed Selves in Virginia Woolf's *Orlando*. In: *Twentieth Century Literature* 40 (3) (1994), S. 342–364, bes. S. 349.

gekennzeichnet (zumindest aus Sicht der Biologie und Psychologie). Zum anderen wird sich aber von einem solchen Versuch der Objektivierung und wissenschaftlicher und terminologischer Fixierung distanziert, da die Erzählinstanz für die Lesenden entscheidet, dass die genaue wissenschaftliche Fassung von Orlando's Identität gar nicht von Interesse ist, der Wechsel wird stattdessen einfach als solcher anerkannt.

Nach der geschlechtlichen Metamorphose synthetisiert Orlando's altes männliches Ich mit dem neuen weiblichen Körper, der sie*ihn nun zur Anpassung von Verhalten, Kleidung, etc. zwingt.³⁷ Orlando's Selbst und die Stabilität ihrer*seiner Identität scheinen zunächst jedoch ungefährdet zu sein. Doch in England wird Orlando schnell mit den Zwängen der binären Geschlechterordnung (insbesondere für Frauen) konfrontiert. Sie*er verliert daraufhin die Gleichgültigkeit gegenüber der neuen Geschlechterrolle, die mit dem neuen anatomischen Körper zwangsläufig einhergeht und die sich zunächst in der Reflexion über die weibliche Garderobe äußert. Orlando muss nach der Verwandlung die Regeln, Konventionen und Codes für Verhalten, Kleidung, soziale Interaktion und Sprache, die für Frauen ihrer*seiner Zeit gelten, erlernen und verinnerlichen. Sie*er muss sich also eine neue Geschlechteridentität aneignen, und diese dann vor allem überzeugend performen,³⁸ ‚Frau werden‘,³⁹ um als solche in der Gesellschaft wahr- und angenommen zu werden.

Ähnlich wie in *Sarrasine* sind in *Orlando* Kleidung, Verkleidung und Maskerade zentrale Motive im Hinblick auf Geschlecht, pflegt doch Orlando zunehmend einen spielerischen Umgang mit (Ver-)Kleidung und ihren geschlechtlichen Implikationen. Im Roman wird die Performativität von Geschlecht und Identität im Wechselspiel mit Kleidung reflektiert: „So gibt es vieles, was die Ansicht unterstützt, daß es die Kleider sind, die uns tragen, und nicht wir sie; wir mögen sie dazu bringen, die Form von Arm oder Brust anzunehmen, sie aber formen unsere Herzen, unseren Verstand, unsere Zungen nach ihrem Belieben.“ (WO, 139)⁴⁰ Das Verhältnis von Körper, Geschlecht und Kleidung erscheint Orlando nach der Verwandlung niemals als ein natürlich gegebenes und so ist sie*er dem ‚neuen‘ Körper niemals fremd, sondern muss lediglich Kleidung und Verhalten anpassen. In der Figur Orlando wird so die konstruierte Verbindung von *sex* und *gender* artikuliert, für die Kleidung als performatives Medium der Lesbarkeit dient. Der Roman zeigt eine wechselseitige Beziehung von geschlechter-spezifischer Kleidung und den Verhaltensmustern, die durch das Tragen dieser angenommen werden:

Der Wechsel der Kleidung hatte, so werden manche Philosophen sagen, viel damit zu tun [, dass Orlando sich gewisse ‚weibliche‘ Eigenschaften zulegt, P.B.]. Eitle Nebensächlichkeiten, die sie zu sein scheinen,

37 Vgl. Gymnich: Weibliche Identität, S. 299.

38 Vgl. Butler: Unbehagen, bes. S. 198ff.

39 Im Sinne Simone de Beauvoirs, vgl.: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbeck bei Hamburg 2000, bes. S. 265: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“

40 Wie groß die identitätskonstituierende Bedeutung von Kleidung ist, wird in der Erzählung ebenfalls thematisiert: „Der Unterschied zwischen den Geschlechtern ist, zum Glück, von großer Tiefgründigkeit. Kleider sind nichts weiter als ein Symbol für etwas, das tief darunter verborgen liegt. Es war eine Veränderung in Orlando selbst, die ihr die Wahl eines Frauenkleides und eines Frauengeschlechts diktierte. [...] So unterschiedlich die Geschlechter auch sind, so überkreuzen sie sich doch. In jedem menschlichen Wesen gibt es ein Schwanken von einem Geschlecht zum anderen, und oft sind es nur die Kleider, die das männliche oder weibliche Aussehen aufrechterhalten, während darunter das Geschlecht das genaue Gegenteil dessen ist, als es oben erscheint.“ (WO, 140)

haben Kleider, so sagen sie, wichtigere Aufgaben als nur die, uns warm zu halten. Sie verändern unser Bild der Welt und das Bild der Welt von uns. (WO, 139)

Der Roman thematisiert also die diskursive Diktion von bestimmten Kleiderordnungen, der Menschen unterworfen sind, wenn sie als ein bestimmtes Geschlecht wahrgenommen und damit als Menschen intelligibel werden wollen bzw. müssen.⁴¹ Es ist eine Wechselbeziehung, die unausweichlich ist – man *muss* ein Geschlecht sein. In der Anpassung der Kleidung an das nun biologisch weibliche Geschlecht artikuliert sich darum mehr als bloß eine oberflächliche Kleiderordnung. Es zeigt sich eine systematische und mächtige binäre Geschlechterordnung. Kleidung *macht* Geschlecht. Gesellschaftliche Codes *machen* Geschlecht.⁴²

Durch das leibliche Erleben (bzw. Erlebt-Haben) beider Geschlechter vermag Orlando die Zwangsdichotomie geschlechtlicher Rollen und ihre Willkür zu erkennen, da sie*er sich mit beiden Geschlechtern identifizieren kann, „aber zugleich zu beiden eine kritische Distanz“ hat.⁴³ Orlando kann aus der „Erinnerung an frühere Körpererfahrungen“⁴⁴ schöpfen und hat dadurch einen weiteren Geschlechterhorizont. Das betrifft auch das sexuelle Begehren: Führt der Mann Orlando zuvor ein promiskuitives, vor allem (aber nicht ausschließlich) heterosexuell ausgerichtetes Leben,⁴⁵ so ändert sich die sexuelle Orientierung ganz selbstverständlich mit der Verwandlung: Die Frau Orlando ist (zuerst) ebenfalls heterosexuell. Doch mit dem zunehmenden Hinterfragen der Natürlichkeit von Geschlechterzuschreibung wird auch das sexuelle Begehren geöffnet und Orlando erfreut sich „der Liebe beider Geschlechter“ (WO, 163). Die vermeintliche Natürlichkeit des Begehrens, das an ein bestimmtes Geschlecht geknüpft und auf das Gegengeschlecht ausgerichtet sei, wird hier durch Orlando's bisexuelle, queere Praktiken durchbrochen und so die essentialistische Zusammengehörigkeit von *sex*, *gender* und sexuellem Begehren aufgelöst.

Orlando entwickelt sich so, durch ihre*seine queeren Kleidungs- und Begehrenspraktiken, entgegen der restriktiven Geschlechterrollen des 19. Jahrhunderts zunehmend zu einer genderfluiden Person: Die heteronormativen Erwartungen von Ehe, Mutterschaft und Weiblichkeit erfüllt sie*er zwar, doch

41 Vgl. Butler: Unbehagen, 37f., S. 198ff. Vgl. auch Isabelle Stauffer: Weibliche Dandys, blickmächtige Femme fragiles. Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle, Köln – Weimar – Wien 2008, bes. Kapitel 9.2: Ironie und Geschlecht: Maria Janitschek, Ricarda Huch, Else Lasker-Schüler und Virginia Woolf, S. 312–317, bes. S. 316f.

42 Kleidung ‚zwingt‘ also auf der einen Seite in eine geschlechtliche (und auch soziale) Rolle, und konstituiert diese zugleich mit. Kleidung kann aber andererseits auch von diesen Zwängen befreien oder sie unterlaufen, z. B. durch das *cross dressing*, auf das hier in seiner Komplexität nicht eingegangen werden kann. Durch das Anlegen verschiedener Kostüme kann Orlando in verschiedene soziale und geschlechtliche Rollen schlüpfen, die es ihr*ihm erlauben, „[w]eibliche wie männliche Verhaltensmuster und ihre Varianten des Begehrens“ zu erproben (Schößler: „Als sie ein Knabe war“, S. 66). Orlando führt so eindrücklich das ‚doing gender‘ vor (vgl. zur Einführung: Elisabeth Holzleithner: Art. doing gender. In: Renate Kroll [Hg.]: Metzler Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, Stuttgart – Weimar 2002, S. 72–73). Der vermeintlich eindeutige „Zusammenhang von Kleidung und Geschlechtsidentität“ wird so immer wieder problematisiert und „Kleidung als unzuverlässiges Geschlechtsmerkmal“ ausgewiesen (Gymnich: Weibliche Identität, S. 297). Darin, wie einfach die Zuschreibung und das *passing* als das andere Geschlecht möglich ist, nämlich durch das Schlüpfen in eine andere Kleidung und damit zugleich in eine andere Rolle, zeigt sich zugleich, wie konstruiert und manipulierbar diese Geschlechterrollen sind. Auf diese Weise wird „mit einer Nachdrücklichkeit wie wenige andere Texte auf[ge]deckt, daß Kleidung, Gestik und Mimik Geschlechtlichkeit herstellen.“ (Schößler: „Als sie ein Knabe war“, S. 65)

43 Gymnich: Weibliche Identität, S. 301.

44 Kilian: GeschlechtSverkehrt, S. 215.

45 Es gibt immer wieder Momente homosexuellen Begehrens, z. B. WO, 133ff.

nur, um sich Freiheiten zu verschaffen.⁴⁶ Als genderfluider Person stehen Orlando Erfahrungsräume jenseits von Zweigeschlechtlichkeit offen, in denen Identität freier ausgestaltet ist und werden kann. Orlandos spezifische Queerness besteht also in ihrer*seiner Überwindung von geschlechtlichen Identitätsgrenzen zugunsten einer radikalen Identitätsautonomie, die sich der gesellschaftlichen Ordnung immer nur zum Schutz dieser Freiheit kontextabhängig unterwirft.

Der phantastische Geschlechtswechsel ist also nur der Beginn einer Entwicklung weg von binärer Geschlechtlichkeit. Orlando bewegt sich durch seine Kleider- und Verhaltenswechsel zunehmend ‚jenseits‘ oder ‚zwischen‘ den geschlechtlichen Kategorien: „Ob Orlando eher Mann oder eher Frau war, ist schwer zu sagen und kann jetzt nicht entschieden werden“ (WO, 141). Orlandos Identität ist durch den Geschlechtswechsel und die Fülle an transhistorischen Erfahrungen über mehrere Jahrhunderte komplex und voller Facetten.⁴⁷ Es bleibt aber trotz aller Veränderungen Orlando. Doch diese*r Orlando ist eben niemals nur eine*r, sondern eine Vielzahl von Orlandos, eine Diversifizierung und Vervielfachung von einer „eminent pluralistischen Identität“.⁴⁸ Diese pluralistische Identität wird im englischen Originaltext kurz nach der Verwandlung besonders deutlich – obwohl „identity“ selbst im Singular bleibt – durch den Gebrauch der dritten Person Plural „their“, aber auch durch den fluktuierenden Gebrauch aller anderen Personalpronomen:

Orlando remained precisely as he had been. The change of sex, though it altered *their* future, did nothing whatever to alter *their* identity. *Their* faces remained, as *their* portraits prove, practically the same. His memory – but in future we must, for convention’s sake, say ‘her’ for ‘his’, and ‘she’ for ‘he’ – her memory then, went back through all the events of her past life without encountering any obstacle. (WOE, 127, Hervorh. P.B.)

Identität wird hier unabhängig vom Körper gedacht und konstituiert sich primär über mentale, individuelle Elemente, Erinnerungen, Interaktionen und Aktivitäten. *Ein* Körper bedeutet also keinesfalls *eine* Identität. Zum Ende des Romans wird diese pluralistische, die Grenzen von Einheit und Geschlecht überschreitende Auffassung von Identität immer stärker und löst sich schließlich gänzlich von einem einheitlichen Identitätskonzept; und sie erscheint geradezu ‚prophetisch‘ für die prozessuale postmoderne Subjekt-Idee:⁴⁹

Denn wenn es (bei grober Schätzung) sechsundsiebzig verschiedene Zeiten gibt, die alle gleichzeitig im Gemüt ticken, wie viele verschiedene Personen gibt es dann erst – Himmel hilf –, die alle zur einen oder anderen Zeit im Menschengestalt hausen? [...] [D]iese Ichs, aus denen wir aufgebaut sind, eins über dem

46 Orlando heiratet und gebärt ein Kind. Durch die Tatsache, dass sie*er ein Kind gebärt, wird zudem kein Zweifel daran gelassen, dass sie*er *wirklich* eine Frau ist. Orlando muss dafür weibliche Geschlechtsorgane besitzen, ergo ist sie*er eine ‚wahre‘ Frau. Ebenjenes Argument der (fehlenden) Gebärfähigkeit hat Sarrasine zu dem endgültigen Urteil geführt, dass Zambinella *keine* „wirkliche[]“ Frau sei (BS, 565). Die Geburt scheint Orlandos Weiblichkeit also sowohl auf der Ebene des körperlichen/anatomischen Geschlechts (*sex*) als auch auf der des sozialen (*gender*) zu beweisen, da sie die gesellschaftliche Erwartung der Reproduktion, die an Frauen gestellt wird, erfüllt. Umso eindrücklicher ist die Entwicklung hin zu einer körperunabhängigen und genderfluiden Identität entgegen diesem biologisierenden Verständnis.

47 Vgl. Gymnich: Weibliche Identität, S. 307.

48 Gymnich: Weibliche Identität, S. 307.

49 Vgl. Ann Marie Hebert: „What Does It Mean? How Do You Explain It All?“ Virginia Woolf: A Postmodern Modernist. In: Mark Hussey / Vara Neverow-Turk (Hg.): Virginia Woolf Miscellanies. Proceedings of the First Annual Conference on Virginia Woolf, New York 1992, S. 10–19, bes. S. 16: „Woolf was exploring the discontinuities of the self in her fiction. In her narrative strategies she was a prophet of the self-in-progress, the subject-in-process of postmodernism“.

anderen, [...] haben anderswo Bindungen, Sympathien, kleine eigene Verfassungen und Rechte, oder wie man sie nennen will (und für viele dieser Dinge gibt es keinen Namen) [...]. (WO, 225f.)

[D]enn sie wechselte [...] ihre Ichs so schnell, wie sie fuhr – an jeder Ecke war ein neues –, wie es geschieht, wenn aus irgendeinem unerfindlichen Grund das bewußte Ich, welches das oberste ist und die Macht hat, sich zu sehnen, nichts zu sein wünscht als es selbst. Dieses ist, was manche Menschen das wahre Ich nennen, und es ist, sagen sie, die Zusammenfassung aller Ichs, die zu sein wir in uns haben (WO, 227).

Damit ist keinesfalls eine essentialistische Idee von ‚wahrer‘ Identität gemeint, sondern das ‚wahre‘ Ich zeichnet sich gerade dadurch aus, dass es nicht auf *eine* Essenz oder Entität festgelegt werden kann. Es scheint keine ‚Wahrheit‘ zu geben, „denn dies ist einer der Fälle, in denen es Wahrheit nicht gibt. Nichts gibt es. Das Ganze ist ein Miasma – eine Fata Morgana.“ (WO, 143) Orlando muss für uns unfassbar, ungreifbar bleiben, weil ihre*seine Identität so plural ist, so unabgeschlossen und offen. So löst Woolf das Subjekt und die entitäre Idee von Identität auf und eröffnet einen postmodernen Diskurs, der im 20. Jahrhundert so stark werden wird, einen feministischen, ja sogar queer-feministischen Diskurs.

3. Schluss: Jenseits des Eindeutigen

Die in beiden Texten evidente Suche nach einer essentiellen ‚Wahrheit‘, die an der Komplexität der individuellen Geschlechteridentitäten der jeweiligen Hauptfiguren scheitert, stellt die Konstruiertheit und Performativität von Geschlecht aus. Die Idee einer ‚Kernidentität‘ wird zugunsten einer Vieldeutigkeit und Pluralität von geschlechtlicher Identität produktiv aufgelöst und damit auf wichtige thematische Impulse poststrukturalistischer Theorien vorgegriffen. Dafür wird zum einen die Unzuverlässigkeit der Erzählinstanzen produktiv gemacht, zum anderen werden verschiedene Motive aufgerufen: Durch phantastische und mythologische Motive wird der Wahrheitsgehalt des Erzählten und damit auch von Geschlechterkategorien zweifelhaft gemacht. Auch Kleidung ist in beiden Erzählungen ein wichtiges Motiv und dient der Artikulation von uneindeutigen Geschlechteridentitäten. (Ver-)Kleidung wird in beiden Texten zu einem wichtigen Mittel zur Infragestellung und Entselbstverständlichung von ‚Wahrheit‘ und Geschlechterkategorien; auch sie wird zum performativen Medium, indem sie als oberflächliche und unzuverlässige Erkennungskategorie demaskiert wird. Beide Texte bestätigen nicht nur die Vorstellung von Geschlecht als Konstruktion, sondern beschäftigen sich auch grundlegend mit der Frage der Interpretation von Menschen und Identität und wie diese von kulturellen Mustern diskursiv geprägt ist. Sie lassen somit in ihrem Wehren gegen eine endgültige Fassbarkeit und ‚Wahrheit‘ von Identität avantgardistische Ideen der Gender- und Queertheorie des späten 20. und 21. Jahrhunderts erkennen.

Beide Texte tragen so zu einer Entselbstverständlichung heteronormativer Strukturen bei (im Sinne des *queerings*). Sie zeigen, wie groß die diskursive Macht ist, die geschlechtliche Kategorien hervorbringt und aufrechterhält, und wie schwer es ist, diese entgegen der geschlechtlichen Seh- und Interpretationsgewohnheiten zu durchbrechen. Sowohl *Sarrasine* als auch *Orlando* öffnen damit die Möglichkeit für einen Diskurs, der geschlechtliche Grenzen überschreitet. Das ist es, was ihnen über die Artikulation von queeren Identitäten hinaus ein wichtiges theoretisches, ja theoriebildendes

Potential verleiht. Wenn es so etwas wie ‚Wahrheit‘ geben sollte, dann ist diese nicht äquivalent zu Eindeutigkeit; sie ist uneindeutig und braucht keine Benennung, um legitimiert zu werden – und kann doch artikuliert werden. Es gibt daher keine Auflösung mehr, wer oder was Orlando und Zambinella sind, da es schlicht nicht nur *eine* Wahrheit gibt. Beide Texte entwickeln so unterschiedliche Konzepte von Geschlecht außerhalb und entgegen der heteronormativen Ordnung, hin zu einem Diskurs, der Identität und Geschlecht plural, heterogen und als Kontinuum begreift, die sich theoretisch operationalisieren lassen und eine Legitimation der Gender und Queer Studies nicht nur in der lebensweltlichen Wirklichkeit verorten, sondern ebenso im literarisch-ästhetischen Diskurs.

Sprache und der narrative Akt selbst werden dabei immer wieder als ein Ordnungs- und Sinnsystem ausgestellt, auch für Geschlecht. Sprache erscheint als Hilfskonstrukt, das keineswegs objektiv ist, sondern – wie das Geschlecht, das sie bezeichnet – diskursive Prägungen trägt. Sie ist also unzureichend, um die Komplexität menschlicher, d. h. hier vor allem geschlechtlicher, Realität abzubilden. In diesem Sinne vollführt vor allem *Orlando* nicht nur eine Kritik an der Geschlechterordnung und ihrer kulturellen Hervorbringung, sondern auch an der Unzulänglichkeit der sprachlichen Verfasstheit, die mit der Konstruktion dieser Geschlechterordnung einhergeht. Literatur kann diese (geschlechtlichen) Ambivalenzen, die Unbenennbarkeit von Dingen, Menschen und Phänomenen aushalten – und ist damit der Theorie einen Schritt voraus. Hierin liegt das besondere Potential von Literatur: als ein Raum, in dem Unbekanntes, Undenkbares, Unsagbares denkbar und möglich ist und erprobt werden kann.

Literatur

Primärliteratur

Balzac, Honoré de: Sarrasine. In: Ders.: Die Menschliche Komödie. Gesamtausgabe in zwölf Bänden mit Anmerkungen und biographischen Notizen über die Romangestalten. Hg. und eingeleitet von Ernst Sander. Bd. 7: Die Menschliche Komödie. Sittenstudien. Szenen aus dem Pariser Leben, München 1971, S. 529–570.

Woolf, Virginia: Ein Zimmer für sich allein. Mit einigen Fotos und Erinnerungen an Virginia Woolf von Louie Mayer. Aus dem Englischen von Renate Gerhardt, Frankfurt a. M. 1981.

Woolf, Virginia: Orlando. Eine Biographie. Deutsch von Brigitte Walitzek, Frankfurt a. M. 1990 (= Virginia Woolf: Gesammelte Werke. Prosa 7. Hg. Von Klaus Reichert).

Sekundärliteratur

Barthes, Roland: S/Z. Aus dem Französischen von Jürgen Hoch, Frankfurt a. M. 1976 [zuerst Französisch 1970].

Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbeck bei Hamburg 2000.

Burns, Christy L.: Re-Dressing Feminist Identities: Tensions between Essential and Constructed Selves in Virginia Woolf's *Orlando*. In: Twentieth Century Literature 40 (3) (1994), S. 342–364.

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Aus dem Amerikanischen von Kathrin Menke. 18. Aufl., Frankfurt a. M. 2016 [zuerst 1991].

- Caughie, Pamela L.: Virginia Woolf's Double Discourse. In: Marleen S. Barr / Richard Feldstein (Hg.): Discontented Discourse. Feminism/Textual Intervention/Psychoanalysis, Urbana – Chicago, S. 41–53.
- Cervetti, Nancy: In the Breeches, Petticoats, and Pleasures of *Orlando*. In: Journal of Modern Literature 20 (2) (1996), S. 165–175.
- Degele, Nina: Heteronormativität entselbstverständlichen. Zum verunsichernden Potenzial von *Queer Studies*. In: Dies. / Meike Penkwitt (Hg.): Queering Gender – Queering Society, Freiburg i. Br. 2005 (= Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung 17), S. 15–40.
- Flaßpöhler, Svenja / Millay Hyatt: Heterosexualität ist ein Phantasiebild. Judith Butler im Gespräch. Die Adorno-Preisträgerin über Geschlecht, Begehren und die fundamentale Fragilität des Lebens. In: Philosophiemagazin 01 (2013), S. 64–69.
- Garber, Marjorie: Vested Interests. Cross-Dressing and Cultural Anxiety, New York 1992.
- Genette, Gérard: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig, Frankfurt a. M. 1989.
- Gymnich, Marion: Entwürfe weiblicher Identität im englischen Frauenroman des 20. Jahrhunderts, Trier 2000.
- Hebert, Ann Marie: "What Does It Mean? How Do You Explain It All?" Virginia Woolf: A Postmodern Modernist. In: Mark Hussey / Vara Neverow-Turk (Hg.): Virginia Woolf Miscellanies. Proceedings of the First Annual Conference on Virginia Woolf, New York 1992, S. 10–19.
- Holzleithner, Elisabeth: Art. doing gender. In: Renate Kroll (Hg.): Metzler Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, Stuttgart – Weimar 2002, S. 72–73.
- Kilian, Eveline: GeschlechtSverkehrt. Theoretische und literarische Perspektiven des gender-bending, Königstein/Taunus 2004.
- Klein, Christian: Erzählen und personale Identität. In: Matías Martínez (Hg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte, Stuttgart – Weimar 2011, S. 83–89.
- Lanser, Susan S.: Queering Narratology. In: Kathy Mezei (Hg.): Ambiguous Discourse. Feminist Narratology and British Women Writers, London 1996, S. 250–261.
- Liming, Sheila: Romancing the Interstitial: Howe, Balzac and Nineteenth-Century Legacies of Sexual Indeterminacy. In: Nineteenth-Century Literature 72 (3) (2017), S. 311–337.
- Nünning, Vera / Ansgar Nünning: Von der feministischen Narratologie zur gender-orientierten Erzähltextanalyse. In: Dies. / ders. (Hg.): Erzähltextanalyse und Gender Studies, Stuttgart 2004, S. 1–32.
- Penzenstadler, Franz: Eros und Ästhetik in Balzacs *Sarrasine*. In: Maria Moog-Grünwald (Hg.): Eros. Zur Ästhetisierung eines (neu)platonischen Philosophems in Neuzeit und Moderne, Heidelberg 2006, 159–179.
- Richter, Elke: Eine Geschichte im Tausch gegen eine Liebesnacht... Balzacs *Sarrasine* aus narratologischer Perspektive. In: Dies. / Karen Struve / Natascha Ueckmann (Hg.): Balzac „Sarrasine“ und die Literaturtheorie. Zwölf Modellanalysen, Stuttgart 2011, S. 65–81.
- Schöblier, Franziska: „Als sie ein Knabe war“ – *Cross-dressing* und Poetik in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und Woolfs *Orlando*. In: Rotraud von Kulesa / Meike Penkwitt (Hg.): Cross-

„dressing und Maskerade, Freiburg i. Br. 1999 (= Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung 5 [1]), S. 61–74.

Stauffer, Isabelle: *Weibliche Dandys, blickmächtige Femme fragiles. Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle*, Köln – Weimar – Wien 2008.

Wilson, J.J.: *Why is Orlando Difficult?* In: Jane Marcus (Hg.): *New Feminist Essays on Virginia Woolf*, Lincoln/Nebraska 1981, S. 170–184.

Zimmermann, Sylvia: *Art. Moiren*. In: Kai Brodersen / Bernhard Zimmermann (Hg.): *Metzler Lexikon Antike*, Stuttgart – Weimar 2000, S. 389.

Patricia Bollschweiler

Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft

Universität Bielefeld

p.bollschweiler@uni-bielefeld.de

Männlichkeit, Care und Gleichstellung. Fürsorgende Männlichkeiten als Chance für das Geschlechterverhältnis?

Johanna Pangritz

Im Zuge der sogenannten Corona-Pandemie rückt die Betrachtung von Care und der damit zusammenhängenden Ungleichheitsverhältnisse wieder stärker in den Fokus. Da die Maßnahmen zur Eindämmung des Virus das alltägliche Leben massiv ‚auf den Kopf‘ gestellt haben, wurde die These der Retraditionalisierung der Geschlechter und der Geschlechterverhältnisse medial breit diskutiert. Wieder seien es Frauen*, die in der Krise vornehmlich die private Care-Arbeit übernehmen (vgl. beispielsweise Krohn 2020). Somit geraten Männer* erneut als ‚nicht Sorgende‘ auf das Gleichstellungsradar.

Dabei wurde in den letzten 20 Jahren innerhalb von wissenschaftlichen, aber auch öffentlichen und politischen Auseinandersetzungen über einen Wandel von Männlichkeit(en) diskutiert, der sich gerade in der steigenden Übernahme von Care-Tätigkeiten durch Männer* zeigt. In diesem Zusammenhang entwickelten sich neue theoretische Ansätze, die fürsorgende Männlichkeit(en) als kritischen Gegenentwurf zur hegemonialen Männlichkeit verstehen und ein subversives oder alternatives Verständnis von Männlichkeit leben und ermöglichen wollen. Diese Ansätze gestehen fürsorgenden Männlichkeiten das Potential zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses zu und somit zu einer stärkeren Gleichstellung der Geschlechter beizutragen (vgl. Elliott 2016; Heilmann et al. 2019).

An dieser Stelle setzt der folgende Beitrag an, der entlang zentraler Ergebnisse meiner Dissertation (vgl. Pangritz 2019, 2020a, 2021b) das Gleichstellungspotential fürsorgender Männlichkeiten diskutiert. Dafür wird zunächst Care als Stellschraube von Gleichstellung eingeführt. Gleich zu Beginn möchte ich jedoch kritisch auf das zweigeschlechtliche Verständnis von Care innerhalb meines Beitrages verweisen. Die Auseinandersetzung um fürsorgende Männlichkeiten fußt bisher vermehrt auf einem solchen Verständnis, welches ich jedoch als einen zukünftigen Bearbeitungsauftrag mitnehme. Als unterstützend sehe ich hier aktuelle Arbeiten, die Care fernab von Zweigeschlechtlichkeit in den Blick nehmen (vgl. Appenroth & Castro Varela 2019; Seeck 2021). Die kritische Analyse fürsorgender Männlichkeiten erfolgt entlang des theoretischen Entwurfs von Karla Elliott (2016), dessen grundlegende Annahmen skizziert werden. Anschließend wird der Zusammenhang von geschlechtlicher Gleichstellung und fürsorgenden Männlichkeiten diskutiert. Dabei zeigt sich, dass fürsorgende Männlichkeiten nicht per se als kritischer Gegenentwurf zur hegemonialen Männlichkeit zu verstehen sind. Die zentralen Befunde werden abschließend im Fazit zusammengeführt.

1. Care als Stellschraube geschlechtlicher Gleichstellung

Seit Beginn der deutschsprachigen (feministischen) Frauen- und späteren Geschlechterforschung war Care¹ ein zentrales Thema der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Grundlegende Annahmen waren und sind, dass Care elementare Komponenten zur Herstellung von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen beinhaltet, da „diese Tätigkeiten in besonderem Ausmaß funktions- und arbeitsteilig organisiert sind“ (Aulenbacher et al. 2018: 747). So ist Care eng mit Weiblichkeitskonstruktionen verbunden (vgl. Riegraf 2019), gesellschaftliche Bereiche sind entlang von Care in *öffentliche* und *private* Sphären organisiert (vgl. Degele 2005) und zudem ist Care eng mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen verknüpft, sodass Care-Arbeit und diejenigen die sie ausführen, egal ob im privaten oder öffentlichen Bereich, von (struktureller) Abwertung² betroffen sind (vgl. Aulenbacher et al. 2018). Es sind überwiegend Frauen*, die unbezahlte und/oder gering bezahlte Care Aufgaben übernehmen.³ Dabei ist Care-Work, von der aktuell vielfach gesprochen wird, systemrelevant.

Auch wenn sich die gesellschaftlichen Strukturen hinsichtlich Care und derjenigen, die Care-Work durchführen, beharrlich und ziemlich stabil zeigen, gibt es einige Zeichen, die eine Sensibilität gegenüber Care als Stellschraube der Gleichstellung erkennen lassen. Dass Care auch außerhalb der Geschlechterforschung verstärkt als zentral für die Gleichstellung der Geschlechter verstanden wird, kann anhand des Projektes zum Gender Care Gap⁴ verdeutlicht werden, welches gemeinsam vom Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (ISS e.V.) und dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) durchgeführt wurde. Ausgangspunkt war die Feststellung des zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung, dass der sogenannte Gender-Pension-Gap besonders mit der Verteilung von unbezahlter Sorgearbeit zwischen Männern und Frauen zusammenhängt (vgl. Gärtner et al. 2020). Die davon ausgehenden Analysen zeigten, dass auf Grundlage der Datenbasis aus den Jahren 2012/13 der Gender-Care-Gap bei 52,4% liegt. Frauen investieren also fast doppelt so viel Zeit in die Ausführung unbezahlter Sorgearbeit wie Männer, wobei sich Unterschiede unter Einfluss spezifischer Merkmale (beispielsweise Berufstätigkeit, Kinder oder Lebens- und Familienphase) verzeichnen lassen (vgl. ebd.).

1 In diesem Beitrag kann keine grundlegende Aufarbeitung des Care-Begriffs geleistet werden. Elementar für den hier behandelten Kontext ist, dass Care grundlegend für Herstellung und Aufrechterhaltung des binären Geschlechterverhältnisses ist. Innerhalb der Debatte um fürsorgende Männlichkeiten wird sich zumeist auf einen weiten Care-Begriff, wie beispielsweise von Fisher und Tronto (1990) bezogen. Für den deutschsprachigen Raum sind hier auch die Arbeiten von Klinger (2014) relevant.

2 Für berufliche Tätigkeiten, die mit Care verknüpft sind, zeigt sich das beispielsweise in einer geringen Bezahlung und gesellschaftlichen Anerkennung (vgl. Riegraf 2019). Gerade aktuell in Zeiten der Corona-Krise lässt sich dies anhand von Anerkennungskämpfen von Pflegeberufen verdeutlichen.

3 An dieser Stelle ist bewusst der Begriff Frauen* im Gegensatz zu Frauen gesetzt. Es soll damit darauf verwiesen werden, dass Frausein in Verschränkung mit weiteren sozialen Differenzkategorien steht (vgl. Crenshaw 1989). Vor allem hinsichtlich Care lässt sich eine Verschiebung zum ‚Migrant-in-a-Family-Care-Modell‘ feststellen (für einen Überblick Aulenbacher et al. 2018). An weiteren Stellen des Beitrags wird bewusst auf die Begrifflichkeit Frauen* verzichtet, da die Verschränkung verschiedener Machtverhältnisse nicht gleichermaßen in diesem Kontext relevant ist. Somit soll dem Umstand Rechnung getragen und sichtbar gemacht werden, dass Frauen* unterschiedlich (stark) von den Einflüssen verschiedener Machtverhältnisse betroffen sind.

4 Der Gender-Care-Gap gibt in Prozentanteile an, wieviel Zeit Frauen durchschnittlich mehr für unbezahlte Sorgearbeit aufbringen, d.h. je höher der Gender-Care-Gap, desto höher ist der Anteil von Frauen an der geleisteten unbezahlten Sorgearbeit (vgl. Gärtner et al. 2020).

Aktuell wird der Zusammenhang von Care-Work und Gleichstellung der Geschlechter häufig in öffentlichen und politischen Auseinandersetzungen diskutiert. Auf der einen Seite bekamen Pflegeberufe in der Corona-Pandemie eine erhöhte Aufmerksamkeit und Anerkennung. Als Zeichen der Wertschätzung stellten sich (nicht nur in Deutschland) Menschen auf ihre Balkone, um für die Leistungen und das Durchhaltevermögen von Pflegekräften zu klatschen. Dass solche Akte der Anerkennung lediglich „symbolischer Natur“ (Blum 2020, online) sind und nicht zu einem strukturellen Wandel beitragen, steht hierbei außer Frage. Auf der anderen Seite entstand aufgrund der temporären Kita- und Schulschließung ein zusätzlicher Care-Bedarf im privaten Raum. In diesem Zusammenhang wurde die These der Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse (vgl. Krohn 2020) diskutiert und durch erste Studien bestätigt (vgl. Kohlrausch & Zucco 2020). Im Laufe des ersten ‚Coronajahres‘ differenzierten sich die Standpunkte hinsichtlich der Gleichstellung der Geschlechter in Bezug auf Care stärker aus. So berichtet der Gleichstellungsreport des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts, dass zwar bei 7,6 % der befragten Heteropaare eine Tradionalisierung der Arbeitsteilung zu beobachten ist, dass jedoch 11,7 % der Heteropaare im Vergleich zu vor der Krise ein egalitäreres Modell hinsichtlich der Aufteilung von Care-Arbeit umsetzen (vgl. Zucco & Lott 2021). Kritisch merken die Autor:innen jedoch an, dass die egalitäre Gestaltung von Care-Aufgaben von wenig Nachhaltigkeit geprägt ist. Vielmehr scheint die gleichgestellte Ausführung von Care als eine kurzfristige Reaktion auf die Corona-bedingte Notsituation (vgl. ebd.). Im Gegensatz dazu zeigt sich die Retraditionalisierung von Care-Arbeit als beständiger.

Hier können also teilweise widersprüchliche Tendenzen identifiziert werden. Zwar besteht die Gefahr der Verfestigung von traditionellen Care-Strukturen, jedoch weisen die Ergebnisse des Gleichstellungsreports daraufhin, dass eine Neuaushandlung von Care-Arbeit und damit verbunden auch Geschlechterverhältnissen im privaten Raum stattfindet (vgl. ebd.). Männer* sind hier als Mitgestalter* zu denken, die durch Übernahme von Care-Aufgaben einen aktiven Teil zur Gleichstellung beitragen. Wie sind jedoch solche Männlichkeiten theoretisch, im Sinne eines kritischen Verständnisses, zu denken?

2. Fürsorgende Männlichkeiten als Beitrag zur Gleichstellung der Geschlechter

In der theoretischen Debatte um *fürsorgende Männlichkeiten* oder *Caring Masculinities* wird der Gedanke von Care als Stellschraube zur Herstellung von Gleichstellung aufgegriffen, indem fürsorgende Männlichkeiten „durch die Übernahme von fürsorgenden Tätigkeiten und der Ablehnung von Dominanz mit dem ‚klassischen‘ Männlichkeitsbild brechen“ (Pangritz 2021a). Grundlegend verbirgt sich dahinter eine Form von Männlichkeit, die aus der feministischen Fürsorgeethik abgeleitete Werte, wie Aufmerksamkeit, Unterstützung oder Empathie, umfasst (Gärtner & Scambor 2020: 22). Dabei stehen die Überlegungen von Karla Elliott (2016, 2019) im Zentrum der Diskussion, da sie einen ersten Vorschlag zur theoretischen Konzeptualisierung fürsorgender Männlichkeiten vorlegt und diese als kritischen Gegenentwurf zur hegemonialen Männlichkeit denkt. Sie schließt somit auch eine theoretische Leerstelle, auf die mehrfach im Zusammenhang der Auseinandersetzungen mit Raewyn Connells (2015) Ansatz der hegemonialen Männlichkeit hingewiesen wurde (vgl. beispielsweise Tunç 2012, ausführlich 2018; Buschmeyer

2013). Zwar dachte Connell zu Beginn ihrer Ausführungen zur hegemonialen Männlichkeit eine profeministische Männlichkeit mit, diese wurde jedoch im Laufe der Konkretisierung hegemonialer Männlichkeit und der untergeordneten Männlichkeiten eher vernachlässigt (vgl. Connell 2015; Connell & Messerschmidt 2005).⁵

Elliott greift für ihre Definition fürsorgender Männlichkeiten auf feministische Forschung zu Care und kritischer Männlichkeitsforschung zurück. Sie bestimmt Caring Masculinities als „masculine identities that rejects domination and its associated traits and embrace values of care such as positive emotion, interdependence, and relationality“ (Elliott 2016: 240). Entlang dieses Verständnisses sind fürsorgende Männlichkeiten vor allem durch die Abwesenheit von Dominanz sowie durch die Inklusion weiblich konnotierter Eigenschaften in die Männlichkeitskonstruktion gekennzeichnet (vgl. Pangritz 2020a). Dabei unterscheidet Elliott (2019) nochmal Dominanz und Macht in Care-Beziehungen, welches Care als einen Ort von Machtverhältnissen markiert. Im Gegensatz zu Care als Stellschraube struktureller Gleichstellung der Geschlechter fokussiert dieses Care-Verständnis vielmehr auf die zwischenmenschliche Herstellung von Ungleichheit durch Care. Care strukturiert und bewertet also nicht nur gesellschaftliche Bereiche, sondern ebenso zwischenmenschliche Beziehungen.

In Anschluss an Eva Kittay (1999) versteht Elliott Machtungleichheit als etwas Grundlegendes für die meisten Care-Beziehungen. Säuglinge kommen beispielsweise nicht ohne die Fürsorge des Vaters aus oder auch zwischen Söhnen und ihren alternden Eltern, die pflegebedürftig werden, ist eine Machtungleichheit in die Care-Beziehung eingeschrieben, indem Abhängigkeiten zwischen dem⁶, der Care geben kann, und denjenigen, die auf Care angewiesen sind, bestehen. Dominanz in Abgrenzung zu Macht bzw. Machtungleichheit versteht Elliott (2019) als den Nutzen oder Gebrauch der Macht(-ungleichheit). Sie (2016: 250) kommt zu dem Schluss, dass über die Abwesenheit von Dominanz die abhängigen Personen in der Care-Beziehung nicht als Ungleiche positioniert und demokratische Care-Beziehungen ermöglicht werden.

Elliotts Verständnis folgend ist männliche Fürsorge als ein Beitrag zur Gleichstellung der Geschlechter zu verstehen. Aber nicht nur weil Frauen* durch die Übernahme von Care-Tätigkeiten von Männern* strukturell mehr Freiräume eingeräumt werden, sondern weil der damit verbundenen Transformation männlicher Subjektivierungsweisen das Potential zugestanden wird, zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses beizutragen (vgl. dazu auch Heilmann et al. 2019). Männer* müssen dabei nicht von Beginn der Care-Beziehung und Care-Arbeit fürsorgende Einstellungen und Zugewandtheit teilen bzw. zeigen, sondern können diese Eigenschaft nach Elliott (2016: 244f) während der ausgeübten Care-Tätigkeit ausbilden. Die Inklusion von Care in die Männlichkeitskonstruktion regt demnach eine Transformation von Männlichkeiten an. Ein solches Verständnis von Caring Masculinities wird vielfach als zentral für einen feministischen Wandel verstanden und auch außerhalb wissenschaftlicher Debatten wird über die Notwendigkeit fürsorgender Männlichkeiten diskutiert (vgl. an.schläge 2019). Dabei sind die Vorteile nicht nur auf

5 Für einen Überblick zu aktuellen Weiterentwicklungen von Connells Ansatz der hegemonialen Männlichkeit, die über Caring Masculinities hinausgehen, empfiehlt sich Messerschmidt und Messner (2018).

6 Hier ist nur die männliche Form verwendet, da die Formulierung sich auf fürsorgende Männlichkeiten bezieht.

Frauen* konzentriert, sondern versprechen eine verbesserte Situation auch für Männer*, beispielsweise hinsichtlich Gesundheit (vgl. Gärtner & Scambor 2020).

3. Kritische Reflexion: Fürsorgende Männlichkeit = Gleichstellung der Geschlechter?

Zunächst wurde die Diskussion um fürsorgende Männlichkeit und dem theoretischen Ansatz von Elliott verstärkt innerhalb der soziologischen Geschlechterforschung geführt. Grundlage war die Beobachtung einer Transformation bzw. Neujustierung von Geschlecht und Care in (vermehrt) privaten Care-Settings. Als Inbegriff dieser Neujustierung stehen die sogenannten ‚neuen Väter‘, die insofern mit dem klassischen Männlichkeitsbild brechen, als dass sie Anteil an der privat geleisteten Care-Arbeit haben und somit Engagement *innerhalb* der Familie zeigen, anstatt ausschließlich durch Erwerbsarbeit *für* die Familie (vgl. Meuser 2014). Tunç (2018) verdeutlicht entlang der Trennung von ‚Vaterschaft‘ und ‚Väterlichkeit‘, dass der Bruch bzw. der Wandel von Männlichkeit vor allem hinsichtlich der Väterlichkeit zu verzeichnen ist. Fürsorgende Väter zeigen demnach ein erhöhtes Engagement innerhalb der Familie im Sinne des ‚doing family‘, sodass ‚Vater-Sein‘ sich nicht allein über den rechtlichen und institutionellen Kontext ‚Vaterschaft‘ definiert, sondern über die Übernahme fürsorgender Tätigkeiten. Damit einhergehen neue Entwürfe von Väterlichkeit und Männlichkeit (vgl. Lengersdorf & Meuser 2016), wie sie eben anhand von Caring Masculinities verdeutlicht werden konnten.

Seit Mitte der 1990er Jahren lässt sich jedoch auch eine Transformation von Geschlecht und Sorge innerhalb der öffentlichen Care-Arbeit beobachten. Ausgehend von der sogenannten ‚Krise der Jungen‘ (Fegter 2012), wurden mehr männliche Fachkräfte in Bildungs- und Erziehungseinrichtungen gefordert und sogar über eine ‚Männerquote‘ innerhalb der Pädagogik diskutiert (vgl. Hurrelmann & Schultz 2012). Die Abwesenheit von Männern und der damit verbundene Mangel an männlichen Vorbildern für Jungen stand vielfach im Zentrum der kontroversen Auseinandersetzung (vgl. Quenzel & Hurrelmann 2010; kritisch dazu Rose & May 2014). Anhand dieser Forderung bzw. dem ‚Ruf‘ nach mehr Männern wird deutlich, dass das klassische Verständnis von pädagogischer Profession als weiblicher Profession ins Wanken gerät (vgl. Fegter et al. 2019) und hier äquivalent zum privaten Bereich Transformationsprozesse von Männlichkeit sichtbar werden. Entgegen der vielfach beobachteten positiven Wandlung von Männlichkeit im Zusammenhang mit Care, die über die Veränderung von Väterlichkeit für den privaten Care-Bereich berichtet wird, zeigen sich für den öffentlichen Bereich allerdings widersprüchliche Erwartungen an männliche Fachkräfte und ihre Männlichkeit(en), die teilweise in entgegengesetzten (fürsorgenden) Männlichkeitsbildern münden (vgl. Pangritz 2019, 2020). So werden alternative Männlichkeitsentwürfe, die im Sinne von Caring Masculinities verstanden werden können, gleichzeitig mit traditionellen und tradierten Männlichkeitsbildern gefordert (vgl. Diewald 2018). Um aufzuschlüsseln, wie fürsorgende Männlichkeiten entgegen der grundlegenden Annahme von Elliott doch mit eher hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen einhergehen, lohnt es sich tiefer in die erziehungswissenschaftliche Forschung zu Männlichkeitsvorstellungen und -bildern im Kontext der Forderung nach mehr männlichen Fachkräften einzusteigen.

Hier setzt mein Dissertationsprojekt an, das eine empirisch fundierte Kritik an dem bisherigen Verständnis von Caring Masculinities entlang Elliotts übt.⁷ Dabei ging ich in zwei Schritten vor: Zum einen testete ich das Verhältnis von hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen, Feminisierung⁸ und einer punitiven Erziehungsorientierung bei angehenden pädagogischen Professionellen verschiedener Berufsgruppen (vgl. Pangritz 2019). In einem zweiten Schritt analysierte ich diese Ergebnisse im Zusammenhang weiterer erziehungswissenschaftlicher Forschungen zu Männlichkeit (vgl. Pangritz 2021b). Im Folgenden sollen beide Schritte ausführlicher dargestellt werden.

Ausgangspunkt der ersten Untersuchung war, dass der Forderung nach mehr männlichen pädagogischen Fachkräften die Figur des ‚strafenden Pädagogen‘ inhärent ist (vgl. auch dazu Diewald 2018). In Anschluss an May (2014) folgte ich der Annahme, dass auch Theorien und Praxen von Pädagogik und Sozialer Arbeit zur Herstellung und Aufrechterhaltung männlicher Hegemonie und hegemonialer Männlichkeit genutzt werden können und testete darauf aufbauend die wesentlichen Charakteristika der Figur des strafenden Pädagogen und ihr Verhältnis zueinander. Mit Hilfe eines quantitativen Designs⁹ verstehe ich somit die Figur des strafenden Pädagogen als ein Leitbild, welches als Orientierungsfolie zur Gestaltung pädagogischer Praxis herangezogen werden kann. Dabei sind aus der Forderung nach ‚mehr Männern‘ vor allem drei Elemente des strafenden Pädagogen zu identifizieren: (1) Zustimmung gegenüber hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen, (2) Zustimmung gegenüber der Abwertung durch Feminisierung sowie (3) die Tendenz zur punitiven Erziehungsorientierung als antidemokratische Erziehungspraxis¹⁰ (vgl. ausführlich Pangritz 2019, 2020; ebenso Diewald 2018). Die zentralen Ergebnisse dieser Untersuchung ermöglichen einen ersten kritischen Blick gegenüber Elliotts Verständnis von fürsorgenden Männlichkeiten. Zunächst zeigt sich, dass bei rund einem Fünftel der Befragten hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen von Bedeutung sind (vgl. Pangritz 2019). Das verweist darauf, dass fürsorgende Tätigkeiten, entgegen der Annahme von Elliott, nicht automatisch in einer Abwendung vom Leitbild hegemonialer Männlichkeit münden (vgl. auch dazu Ruby & Scholz 2018). Weiter zeigt die Mediationsanalyse (vgl. Hayes 2018) keinen direkten Zusammenhang zwischen Feminisierung und einer punitiven Erziehungsorientierung, jedoch einen totalen Mediationseffekt über hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen (vgl. Pangritz 2019). Das heißt, dass der Zusammenhang zwischen Feminisierung und einer punitiven Erziehungsorientierung über hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen vermittelt ist. Hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen dienen somit als Scharnier zwischen diesen beiden dominanzorientierten und ungleichheitserzeugenden Einstellungsmustern (vgl. Pangritz 2020a). Dieses Leitbild wird von einem Teil der angehenden Professionellen gestützt, sodass diese Ergebnisse bereits kritische Impulse hinsichtlich fürsorgender Männlichkeiten bereithalten.

7 Ein zweiter Strang meiner Dissertation entwickelte einen methodologisch-methodischen Zugang zu Männlichkeit (vgl. Pangritz 2020b).

8 Feminisierung ist innerhalb dieser Arbeit in Anschluss an Skelton (2004) als ein Abwertungsmechanismus begriffen. Ausführlicher dazu Pangritz (2020a).

9 Die Befragung fand online im Januar und Februar 2018 statt. Über das Schneeballverfahren wurde der Link zur Umfrage an Unterstützer:innen weitergeleitet. Insgesamt beendeten den Fragebogen 161 Personen, wobei für die nachfolgenden Berechnungen nur Studierende aus pädagogischen Studiengängen als angehende Professionelle weiter Beachtung fanden. Ausführlicher zum Design und Durchführung der Untersuchung siehe Pangritz (2019).

10 Eine punitive Erziehungstendenz kann als antidemokratisch verstanden werden, da sie eng mit Vorurteilen in Form von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit verbunden ist (vgl. Pangritz & Berghan 2020).

In einem zweiten Schritt stellte ich diese Ergebnisse in Zusammenhang mit weiteren Erkenntnissen aus der deutschsprachigen erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung (vgl. Fegter 2013, Buschmeyer 2013, Breitenbach et al. 2015, Brandes et al. 2016, Diewald 2018), die im Kontext der Forderung nach mehr männlichen Fachkräften zu verorten sind und die (im weitesten Sinne) auf die Verhandlung von Männlichkeit in der professionellen Care-Arbeit fokussieren. Die Zusammenführung der Studien bestätigte zunächst grundlegende Annahmen der kritischen Männlichkeitsforschung. Sie verweisen darauf, dass sich Männlichkeit im Feld der professionellen Care-Arbeit ebenfalls in Abgrenzung zu Weiblichkeit und zu anderen Männlichkeiten herausbildet (vgl. Pangritz 2021b). Dabei kann diese Abgrenzung entweder in einer Wertschätzung und Anerkennung oder in einer Abwertung von Weiblichkeit oder anderen Männlichkeiten münden. Diese unterschiedlichen Abgrenzungsstrategien zeigen sich beispielsweise in der Verhandlung und Bewertung weiblicher Fachkräfte. Einige der Studien zeigen auf, dass die Betonung der geschlechtlichen Differenz hinsichtlich weiblicher Fachkräfte als Bereicherung verstanden und weibliche Fachkräfte somit aufgewertet werden. Pädagogische Praxis von männlichen und weiblichen Fachkräften wird hier zwar als different konstruiert, jedoch als sich ergänzend und notwendig erachtet (vgl. Buschmeyer 2013). Im Gegensatz dazu steht die Abwertung von weiblichen Fachkräften, die sich darin zeigt, dass das Handeln von Pädagoginnen als unprofessionelle und emotional gesteuert klassifiziert wird (vgl. Fegter 2013; Buschmeyer 2013; Pangritz 2019). Im Zuge dessen kann sich ein männliches, vermeintlich professionelleres Vorgehen nur im positiven Sinne davon abheben (vgl. Pangritz 2021b). Ähnliche Mechanismen lassen sich auch hinsichtlich der Abgrenzung von anderen Männlichkeiten zeigen. „Erkennbar ist ein Oszillieren von konträr gegenüberstehenden Männlichkeitsbildern, zwischen alternativer Männlichkeit und Rückbezug auf traditionelle Männlichkeitsmuster“ (Pangritz 2021b: i.E.). Dabei sind hier alternative Männlichkeitsentwürfe vorzufinden, die im Sinne von Caring Masculinities nach Elliott interpretiert werden können (vgl. Buschmeyer 2013). Gleichzeitig kristallisieren sich diametral dazu traditionelle Männlichkeitsbilder heraus, die eher als eine Annäherung an hegemoniale Männlichkeit interpretiert werden können (vgl. Fegter 2013). Die Studien unterstreichen somit empirisch die Widersprüchlichkeit und Gegensätzlichkeit verschiedener Konstruktionsentwürfe hinsichtlich fürsorgender Männlichkeiten und der ihr zugrundeliegenden Leitbilder.

Mit diesen Ausschnitten aus meiner Dissertation sind erste empirische Hinweise gegeben, dass die theoretischen Annahmen zu fürsorgenden Männlichkeiten nach Elliott einer kritischen Lesart und Weiterentwicklung bedürfen. Zusammengefasst veranschaulichen die Ergebnisse, dass, entgegen Elliotts theoretischem Entwurf, fürsorgende Männlichkeiten auf Dominanz zurückgreifen oder Männlichkeitsbilder befürwortet werden, die im Sinne einer hegemonialen Männlichkeit auf Dominanz basieren. Es lassen sich daher nicht nur hinsichtlich des Verständnisses fürsorgender Männlichkeiten zentrale Annahmen erweitern, sondern auch kritische Impulse im Hinblick auf die Herstellung von Gleichstellung der Geschlechter durch fürsorgende Männlichkeiten ableiten.

4. Fazit

Was bedeutet das nun für die Gleichstellung der Geschlechter? Innerhalb meiner Ausführungen können zunächst zwei Gleichstellungsverständnisse unterschieden werden. Viele Gleichstellungsberichte, wie der Gleichstellungsreport (vgl. Zucco & Lott 2021) oder der Bericht zum Gender-Care-

Gap (vgl. Gärtner et al. 2020), bauen auf einem quantitativen Verständnis von Gleichstellung auf. Mit Hilfe von Prozentangaben veranschaulichen sie, wer, wieviel und welche Care-Arbeit übernimmt und welche Entwicklungen sich in der Verteilung von Care-Aufgaben ergeben haben. Zwar knüpfen die Diskussionen um fürsorgende Männlichkeiten genau an dieser Stelle an, Elliotts Annahmen gründen jedoch vielmehr auf einem qualitativen Verständnis von Gleichstellung. Fürsorgende Männlichkeiten sind diesem Verständnis entsprechend als Beitrag zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses zu denken, weil sie über die Verneinung von Dominanz, vermittelt durch ihre Praxis, zur Gleichstellung beitragen (vgl. Elliott 2016). Besonders in der Abgrenzung von Machtungleichheit und Dominanz tritt hier ein qualitatives Verständnis von Gleichstellung hervor (vgl. Elliott 2019).

Meine empirisch begründete Kritik an Elliott zeigt im Gegensatz dazu auf, dass der Anspruch, fürsorgende Männlichkeiten als einen Beitrag zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses zu verstehen, nicht konsequent Bestand hat. Vielmehr wird deutlich, dass gerade die Ausübung von Care und der ihr zugrundeliegenden Orientierungsfolien zur Herstellung von Ungleichheit genutzt werden können bzw. sich an Leitbildern orientieren, denen Ungleichheit und Dominanzverhältnisse innewohnen. Fürsorgenden Männlichkeiten kann somit das Potential zugestanden werden zur Aufrechterhaltung männlicher Hegemonie und hegemonialer Männlichkeit beizutragen (vgl. Pangritz 2020a). Daraus folgt, dass ein stärkerer Fokus auf die konkrete Care-Praxis zu empfehlen ist, um der Annahme der Demokratisierung durch fürsorgende Männlichkeiten auf den Grund zu gehen.

Meine Ausführungen weisen ebenfalls daraufhin, dass bezüglich der beiden verschiedenen Verständnisse, quantitative vs. qualitativ verstandene Gleichstellung, auch gegensätzliche bzw. widersprüchliche Bewegungen möglich sind. Potentiell ist ein quantitativer Anstieg von Männern* in der privaten oder öffentlichen Care-Arbeit möglich, der jedoch nicht automatisch mit alternativen Männlichkeitsentwürfen und Lebensweisen einhergehen muss. Vielmehr können auch hegemoniale Männlichkeitsentwürfe zur Gestaltung von Care-Beziehungen herangezogen werden. Wie solche entgegengesetzten Entwicklungen hinsichtlich gesellschaftlicher Transformationsprozesse zu denken sind, kann an dieser Stelle nicht vertieft werden.

Mit diesen Ausführungen möchte ich eine Weiterentwicklung der Konzepte von fürsorgenden Männlichkeiten hinsichtlich Gleichstellung anregen. Es stellen sich meines Erachtens dafür folgende zentrale Fragen: Wie sehen nicht dominanzbasierte Praxen fürsorgender Männlichkeiten aus? Welche Leitbilder werden diesen Praxen zugrunde gelegt? Und wie sind fürsorgende Männlichkeiten zu verstehen, die innerhalb ihrer fürsorgenden Tätigkeit auf antidemokratische und dominanzbasierte Praxen zurückgreifen? Diese Fragen stellen sich vor allem im Hinblick auf professionelle Care-Arbeit, da in den letzten Jahren ein verstärktes Aufkommen und eine Institutionalisierung von behavioristischen Ansätzen zu verzeichnen ist, beispielsweise in Form konfrontativer Pädagogik (vgl. Plewig 2010). Besonders im Zuge einer ‚Erziehung zur Männlichkeit‘ werden diese Ansätze verstärkt diskutiert (vgl. Tischner 2008). Fürsorgende Männlichkeiten erscheinen so vereinbar mit ungleichheitserzeugenden Praxen, und das sogar auf einer theoriefundierten Basis. Die Frage nach der ‚Demokratisierung‘ des Geschlechterverhältnisses durch fürsorgende Männlichkeiten gilt es also neu zu stellen.

Literatur

- an.schläge – Das Feministische Magazin (2019): Caring Masculinities. Feministischer Wandel braucht fürsorgliche Männer. Ausgabe 3.
- Appenroth, Max Nicolai/María do Mar Castro Varela (Hrsg.) (2019): Trans & Care. Trans Personen zwischen Selbstsorge, Fürsorge und Versorgung. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria/Riegraf, Birgit (2018): Care und Care Work. In: Fritz Böhle/Günther Voß/Günther Wachtler (Hrsg.): Handbuch Arbeitssoziologie. Band 2: Akteure und Institutionen. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS, S. 747-766.
- Blum, Rebekka (2020): Retraditionalisierung, Corona-Verschwörungen und Antifeminismus. Über das Verhältnis von Antifeminismus und Corona-Verschwörungen und wie die Corona-Pandemie antifeministische Entwicklungen begünstigt. Online: https://www.gwi-boell.de/de/2020/09/04/retraditionalisierung-corona-verschwoerungen-und-antifeminismus#_ftn2 (Stand 18.3.2021).
- Brandes, Holger/Andrä, Markus/Röseler, Wenke/Schneider-Andrich, Petra (2016): Macht das Geschlecht einen Unterschied? Ergebnisse der „Tandem-Studie“ von professionellem Erziehungsverhalten von Männern und Frauen. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Breitenbach, Eva/Bürmann, Ilse/Thünemann, Silvia/Haarmann, Linda (2015): Männer in Kindertageseinrichtungen. Eine rekonstruktive Studie über Geschlecht und Professionalität. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Buschmeyer, Anna (2013): Zwischen Vorbild und Verdacht. Wie Männer im Erzieherberuf Männlichkeit konstruieren. Wiesbaden: Springer VS.
- Connell, Raewyn (2015): Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeit (4. Aufl.). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Connell, Robert W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: Gender & Society, 19 (6), S. 829-859.
- Crenshaw, Kimberly (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. University of Chicago Legal Forum, 4 (1), S. 139-167.
- Degele, Nina (2005): Arbeit konstruiert Geschlecht. Reflexionen zu einem Schlüsselthema der Geschlechterforschung. In: Freiburger Studien, 16, S. 13-40.
- Diewald, Irmgard (2018): Männlichkeiten im Wandel. Zur Regierung von Geschlecht in der deutschen und schwedischen Debatte um ‚Männer in Kitas‘. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Elliott, Karla (2016): Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept. In: Men and Masculinities, 19 (3), S. 240-259.
- Elliott, Karla (2019): Zum Problem von Macht und Dominanz im Konzept Caring Masculinities. In: Scholz, Sylka/Heilmann, Andreas (Hrsg.): Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaft. München: Oekom Verlag, S. 201-212.
- Fegter, Susann/Hontschik, Anna/Sabla, Kim-Patrick/Saborowski, Maxine (2019): (Neu-)Ordnungen von pädagogischer Professionalität und Geschlecht. Zur Vergeschlechtlichung von Professionalität im Kontext der Debatte um „mehr Männer“ in Erziehungs- und

- Bildungsberufen. In: *Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik*, 25 (3), S. 274-286.
- Fegter, Susann (2013): Mehr Männer in die Soziale Arbeit? Neuordnungen von Profession und Geschlecht im aktuellen (fach-)öffentlichen Diskurs. In: Sabla, Kim-Patrick/Plößler, Melanie (Hrsg.): *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 145-162.
- Fegter, Susann (2012): Die Krise der Jungen in Erziehung und Bildung. Diskursive Konstruktion von Geschlecht und Männlichkeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fisher, Berenice/Tronto, Joan (1990): Towards a feminist theory of caring. In: Abel, Emily K. & Nelson, Margaret K. (Hrsg.): *Circles of Care. Work and Identity in Women's Lives*. New York: State University of New York Press, S. 35-62.
- Gärtner, Debora/Lange, Katrin/Stahlmann, Anne (2020): Was der Gender Care Gap über Geld, Gerechtigkeit und Gesellschaft aussagt. Einflussfaktoren auf den Gender Care Gap und Instrumente für seine Reduzierung. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Gärtner, Marc/Scambor, Elli (2020): Caring Masculinities. Über Männlichkeiten und Sorgearbeit. In: *APuZ*, 70 (45), S. 22-27.
- Hayes, Andrew F. (2018): *Introduction to Mediation, Moderation and Conditional Process Analysis. A Regression-Based Approach* (2.Aufl.). New York/London: Guilford Press.
- Heilmann, Andreas/Korn, Aaron/Scholz, Sylka (2019): Vom Wachstum zur Fürsorge? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaft. In: Scholz, Sylka/Heilmann, Andreas (Hrsg.): *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaft*. München: Oekom Verlag, S. 13-42.
- Hurrelmann, Klaus/Schultz, Tanjev (2012): Jungen als Bildungsverlierer. Brauchen wir eine Männerquote in Kitas und Schulen? Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Kittay, Eva F. (1999): *Love's labor: essays on women, equality, and dependency*. New York: Routledge.
- Klinger, Cornelia (2014): Selbstsorge oder Selbsttechnologie? Das Subjekt zwischen liberaler Tradition und Neoliberalismus. In: Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria (Hrsg.): *Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 31-40.
- Kohlrausch, Bettina/Zucco, Aline (2020): Corona trifft Frauen doppelt – weniger Erwerbseinkommen und mehr Sorgearbeit. WSI Policy Brief Nr. 40. Online: https://www.boeckler.de/data/Boeckler-Impuls_2020_08_S4-5.pdf (Stand: 18.3.2021).
- Krohn, Philipp (2020): Retraditionalisierung? Care-Arbeit und Geschlechterverhältnisse in der Corona-Krise. In: *APuZ*, 70 (45), S. 11-15.
- Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2016): Involved Fatherhood. Source of New Gender Conflicts? In: Crespi, Isabella/Ruspini, Elisabetha (Hrsg.): *Balancing Working Family in Changing Society: The Father's Perspective*. New York: Palgrave Macmillan, S. 149-161.
- May, Michael (2014): Hegemoniale Männlichkeit und Soziale Arbeit: Eine herrschafts- und differenzanalytische Betrachtung der Forderung nach mehr Männern in die Soziale Arbeit. In: Rose, Lotte/May, Michael (Hrsg.): *Mehr Männer in die Soziale Arbeit!? Kontroversen, Konflikte und Konkurrenzen*. Opladen: Barbara Budrich, S. 73-90.

- Messerschmidt, James W./Messner, Michael A. (2018): Hegemonic, Nonhegemonic and ‚New‘ Masculinities. In: Messerschmidt, James W./Martin, Patricia Yancey/Messner, Michael A./Connell, Raewyn (Hrsg.): Gender Reckonings. New Social Theory and Research. New York: New York University Press, S. 35-70.
- Meuser, Michael (2014): Care und Männlichkeit in modernen Gesellschaften – Grundlegende Überlegungen illustriert am Beispiel involvierter Vaterschaft. In: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit/Theobald, Hildegard (Hrsg.), Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. (Soziale Welt, Sonderband 20). Baden-Baden: Nomos, S. 163-178.
- Pangritz, Johanna (2021a): Caring Masculinities als Gegenstand der Konflikt- und Gewaltforschung? Blogbeitrag des IKG Science Blog. Online: https://ekvv.uni-bielefeld.de/blog/ikgscience/entry/caring_masculinities_als_gegenstand_der (Stand: 18.2.2021).
- Pangritz, Johanna (2021b; im Erscheinen): Caring Masculinities – Bedeutung, Überlegungen und Einwände aus der Perspektive erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In: Ehlert et al.: Interdisziplinäre Beiträge zur Geschlechterforschung. Repräsentationen, Positionen und Perspektiven der Geschlechterforschung (L'AGENda Publikationsreihe der LAGEN Niedersachsen). Leverkusen: Barbara Budrich.
- Pangritz, Johanna (2020a): Strafende Pädagogen – fürsorgend und doch hegemonial? Brauchen wir wirklich mehr Männlichkeit? Ein kritischer, quantitativer Beitrag zum Verhältnis von hegemonialen Männlichkeitsvorstellung, Feminisierung und Punitivität. Bielefeld: Universität Bielefeld.
- Pangritz, Johanna (2020b): Feministische quantitative Methoden in der Erziehungswissenschaft am Beispiel einer Studie zu Männlichkeit. In: Melanie Kubandt/Julia Schütz (Hrsg.): Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 45-65.
- Pangritz, Johanna (2019): Fürsorgend und doch hegemonial? Eine empirische Untersuchung zum Verhältnis von Männlichkeit, Feminisierung und Punitivität in pädagogischen Kontexten. In: GENDER, 11 (3), S. 132-149.
- Pangritz, Johanna/Berghan, Wilhelm (2020): Punitiveness and Devaluation among Social Work Gatekeepers. In: SW&S – Social Work and Society International Online Journal, 18 (1).
- Plewig, Hans-Joachim (2010): „Konfrontative Pädagogik“. In: Dollinger, Bernd/Schmidt-Semisch, Henning (Hrsg.): Handbuch Jugendkriminalität. Kriminologie und Sozialpädagogik im Dialog. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 427-440.
- Quenzel, Gudrun/Hurrelmann, Klaus (2010): Bildungsverlierer. Neue Ungleichheiten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Riegraf, Birgit (2019): Care, Care-Arbeit und Geschlecht: gesellschaftliche Veränderungen und theoretische Auseinandersetzungen. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden:Springer VS, S. 763-772.
- Rose, Lotte/May, Michael (Hrsg.) (2014): Mehr Männer in die Soziale Arbeit!? Kontroversen, Konflikte und Konkurrenzen. Opladen: Barbara Budrich.
- Ruby, Sophie/Scholz, Sylka (2018): Care, care work and the struggle for a careful world from the perspective of the sociology of masculinities. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 43 (1), S. 73-83.

- Scholz, Sylka/Heilmann, Andreas (2019): *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaft*. München: Oekom Verlag.
- Seeck, Francis (2021): *Geschlechtliche Zusammen_Arbeit. Kollaborativ Forschen jenseits von Zweigeschlechtlichkeit*. In: *Berliner Blätter*, 83, S. 19-27.
- Skelton, Christine (2002): *The ‚feminisation of schooling‘ or ‚remasculinising‘ primary education?* In: *International Studies in Sociology of Education*, 12 (1), S. 77-96.
- Tischner, Wolfgang (2008): *Konfrontative Pädagogik – die vergessene „väterliche“ Seite der Erziehung*. In: Weidner, Jens/Kilb, Rainer (Hrsg.), *Konfrontative Pädagogik. Konfliktbearbeitung in Sozialer Arbeit und Erziehung* (3. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 51-76.
- Tunç, Michael (2018): *Väterforschung und Väterarbeit in der Migrationsgesellschaft. Rassismuskritische und intersektionale Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Tunç, Michael (2012): *Männlichkeitsforschung und Intersektionalität*. Online: <http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Tunc.pdf> (letzter Zugriff: 17.12.2019).
- Zucco, Aline/Lott, Yvonne (2021): *Stand der Gleichstellung. Ein Jahr mit Corona*. WSI Report Nr. 64. Online: https://www.wsi.de/de/faust-detail.htm?sync_id=HBS-007964 (Stand: 18.3.2021).

Dr. Johanna Pangritz

Lehrgebiet empirische Bildungsforschung

FernUniversität in Hagen

johanna-maria.pangritz@fernuni-hagen.de

Zwischen Emanzipation und Tradition? Eine Untersuchung der Geschlechtervorstellungen aktuell heranwachsender junger Frauen mithilfe des Gruppendiskussionsverfahrens

Greta Wienkamp

Die Phase des Übergangs von der späten Kindheit zur frühen Jugend stellt für heranwachsende junge Frauen und Männer einen äußerst umbruchsreichen Lebensabschnitt dar, in dem regelmäßig die soziale Anforderung einer Selbstverortung im gesellschaftlichen System der Zweigeschlechtlichkeit an Relevanz gewinnt (vgl. Tervooren 2006: 34 f.). Derzeit scheint der Prozess jedoch durch eine paradox anmutende Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel gesellschaftlicher Geschlechternormen und -bilder geprägt zu sein (vgl. Wopfner 2012: 16). Insbesondere heranwachsende junge Frauen und Mädchen sehen sich mit einer Vielzahl widersprüchlicher Weiblichkeitsbilder konfrontiert, die sich durch eine umfangreiche Bandbreite aus Tradition und Emanzipation auszeichnen¹: Während rechtliche Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern zusehends abgebaut werden, Frauenerwerbsquoten steigen und Mädchen etwa im Bildungssystem „reale[n] Gleichheitserfahrungen“ (Wetterer 2003: 304) machen, ist beispielsweise die Haus- und Reproduktionsarbeit weiterhin durch ein geschlechtliches Gefälle zuungunsten von Frauen geprägt (vgl. Meuser 2008: 640 ff.; Wetterer 2003: 297 ff.). Ebenso dominieren in der Populärkultur stereotype Weiblichkeitsbilder (vgl. MaLisa Stiftung 2019).

Seit einigen Jahren unternimmt die theoretische Geschlechterforschung bereits den Versuch, dieses Spannungsfeld zu systematisieren und in allgemein beobachtbare gesellschaftliche Wandlungsprozesse einzuordnen (vgl. hierzu u.a. Maihofer 2007; Walgenbach 2015; Wetterer 2003). Allerdings wurden bisher eher weniger Versuche unternommen, den Diskurs systematisch auf die geschlechtlichen Entwicklungsprozesse heranwachsender junger Frauen zu beziehen. Im Folgenden soll daher ein Beitrag zur Schließung der Forschungslücke geleistet werden, indem anhand einer Gruppendiskussion der Frage nachgegangen wird, welche Geschlechtervorstellungen aktuell heranwachsende junge Frauen und Mädchen haben.² Ein besonderer Fokus wird dabei auf dem von der britischen Kulturwissenschaftlerin Angela McRobbie entwickelten Konzept eines neuen, neoliberalen Geschlechtervertrags für junge Frauen und Mädchen liegen, welches im nächsten Abschnitt vor dem Hintergrund des Diskurses zur Transformation gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse in seinen Grundzügen erläutert wird (1). Es folgt ein kurzer Überblick über das methodische Vorgehen (2), bevor die Ergebnisse der Gruppendiskussion präsentiert (3) und diskutiert (4) werden. Den Abschluss bildet ein Ausblick (5).

1 Begrifflichkeiten wie „traditionell“ oder „tradiert“ beziehen sich hier auf Geschlechtervorstellungen, die auf stereotyp anmutenden, hierarchisierenden Rollen- und Wesenszuschreibungen qua Geschlecht basieren und sich im Zuge der Industrialisierung etablieren konnten. Ausdrücke wie „modern“, „emanzipiert“ oder „fortschrittlich“ sind ebenfalls vor diesem Hintergrund zu verstehen.

2 Die Erhebung fand 2019 im Rahmen der Bachelorarbeit der Autorin statt. Der vorliegende Aufsatz stellt eine gekürzte und überarbeitete Version dieser Arbeit dar.

1. Transformationen der gesellschaftlichen Geschlechterarrangements und ein neuer Geschlechtervertrag für (junge) Frauen

Die Frage nach einer möglichen Transformation der gesellschaftlichen Geschlechterarrangements und einer daraus resultierenden Neupositionierung von Frauen und Mädchen in der gesellschaftlichen Ordnung wird in der Geschlechterforschung kontrovers diskutiert. Erwies sich das heutzutage oftmals als traditionell bezeichnete, fordistische Geschlechterregime der Industrialisierung bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein als eine äußerst stabile, nahezu unhinterfragte soziale Realität, so werden in Rekurs auf die Erfolge der zweiten Frauenbewegung und die Gesellschaftstransformationen von der Industrie- zur Wissensgesellschaft beziehungsweise vom Staatskapitalismus zum neoliberalen Kapitalismus bedeutsame Veränderungen in der Geschlechterordnung diagnostiziert und prognostiziert (vgl. hierzu u.a. Maihofer 2007; Meuser 2008: 642 f.; Walgenbach 2015; Wetterer 2003: 286 ff.). Basierte das fordistische Geschlechterregime maßgeblich auf der geschlechtlich codierten, hierarchisierenden Sphärentrennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, zwischen „männlicher“ Erwerbsarbeit und „weiblicher“ unbezahlter Hausarbeit, so scheint diese strikte Separierung im postindustriellen Kapitalismus – auch durch eine zunehmende Arbeitsmarktintegration von Frauen – zusehends zu erodieren (vgl. Meuser 2008: 640 ff.; Walgenbach 2015: 25 f., 29. f.).

Könnten die skizzierten Verschiebungen zunächst auf ein „Mehr“ an Geschlechtergleichheit im postindustriellen Kapitalismus verweisen, lassen sich jedoch auch Belege für den Fortbestand verschiedener Elemente einer tradierten, hierarchisierenden Geschlechterordnung finden – so etwa in partnerschaftlichen Paarbeziehungen (vgl. Klinger 2014: 105; Meuser 2008: 641 f.; Wetterer 2003: 287, 297 ff.). Es entsteht das Bild einer Gleichzeitigkeit von Emanzipation und Tradition, von Wandel und Stagnation, wie es derzeit als *das* zentrale Charakteristikum der zeitgenössischen Geschlechterarrangements gehandelt wird (vgl. Maihofer 2007: 283; Speck 2019: 65 f.; Wetterer 2003: 288). Verschiedene Diskurspositionen unterscheiden sich jedoch maßgeblich danach, wie sie diesen Ist-Zustand in Hinblick auf zukünftige Entwicklungen der gesellschaftlichen Geschlechterarrangements bewerten. Während zunächst etwa vorsichtig optimistische Zukunftsprognosen zu dominieren schienen, die die aktuellen Widersprüchlichkeiten der Geschlechterarrangements lediglich als Vorboten umfassender Umbrüche im Geschlechterverhältnis und damit als einen temporären Übergangszustand auf dem Weg zu einer gleichberechtigten Gesellschaft deuten, ist die Kritik an einer solchen Perspektive zuletzt merklich lauter geworden (vgl. Speck 2019: 67). Unter dem Schlagwort „Dethematisierung“ wird stattdessen diskutiert, inwiefern sich fortbestehende Geschlechterungleichheiten gerade durch scheinbare Gleichstellungsfortschritte sowie damit implizierte „Gleichheitsrhetoriken“ (Walgenbach 2015: 38), zu latenten, dadurch aber nicht weniger wirkmächtigen, Einflussgrößen entwickeln und einer Reproduktion hierarchischer Geschlechterordnungen Vorschub leisten könnten (vgl. hierzu u.a. Walgenbach 2015: 38 ff.; Wetterer 2003: 290). Angelika Wetterer (2003: 286) spricht in einem vergleichbaren Kontext von einer „rhetorische[n] Modernisierung“ der Geschlechterarrangements.

Ebenfalls kritisch setzen sich im englischsprachigen Raum feministische Geschlechterforscherinnen wie Nancy Fraser (2009) oder Angela McRobbie (2016) mit den Entwicklungstendenzen zeitgenössischer Geschlechterverhältnisse auseinander (vgl. Speck 2019: 90). Sie zeichnen nach, wie

feministische Forderungen für den neoliberalen Gesellschaftsumbau instrumentalisiert worden seien und auf diese Weise einen erheblichen Bedeutungswandel erfahren hätten (vgl. Fraser 2009: 113; Power 2018: 64 ff.; Walgenbach 2015: 30). Die Freiheit von patriarchaler Kontrolle oder weibliche Selbstbestimmung und Unabhängigkeit seien über Vokabeln wie *Empowerment* oder Wahlfreiheit in neoliberale Ideale der Eigenverantwortung und ökonomischen Leistungsorientierung eingepasst worden (vgl. McRobbie 2016: 1; Walgenbach 2015: 30). Auf diese Weise sei es dem Neoliberalismus, so McRobbies zentrale These, gelungen, den Weg für ein neues, hierarchisierendes Geschlechterregime zu ebnet, in dem geschlechtsbezogene Ungleichheiten nicht länger als strukturelle Probleme, sondern als individuelle Verantwortungen verhandelt würden (vgl. Klinger 2014: 117). Die vorgeblichen Gleichheitsbestrebungen im Neoliberalismus versteht McRobbie (2016: 1) daher nicht als feministischen Fortschritt, sondern als elementaren Bestandteil einer „neuen antifeministischen Stimmung“, die sie als postfeministisch bezeichnet (vgl. hierzu auch Gill 2016: 621).

Was McRobbies Zeitdiagnose besonders instruktiv macht, ist die Detailliertheit, mit der sie erarbeitet, wie sich dieses neue Geschlechterregime insbesondere auf heranwachsende junge Frauen auswirke beziehungsweise von ihnen maßgeblich mitgetragen werde. So geht sie davon aus, dass jungen, gut gebildeten Frauen im postfeministischen Geschlechterdiskurs ein neuer, neoliberaler Geschlechtervertrag offeriert wird, der ihnen – im Vergleich zum fordistischen Geschlechterregime – einen deutlichen Zugewinn an Freiheiten und gesellschaftlichen Partizipationschancen zugesteht (vgl. auch Klinger 2014: 117). Junge Frauen und Mädchen würden im Neoliberalismus demnach mit einer Reihe positiv konnotierter Attribute wie Kompetenz, Erfolg und Leistung assoziiert, die sie zu „hoch effiziente[n] Knotenpunkte[n] der Produktivität“ (McRobbie 2016: 82) hochstilisieren und so augenscheinlich als gleichberechtigte Mitglieder in die Gesellschaft einbinden würden. Auf der Kehrseite jedoch werde ihnen diese neuerliche Sichtbarkeit und prominente, vermeintlich privilegierte Positionierung implizit nur unter der Kondition des Verzichts auf feministische Kritik gewährt (vgl. McRobbie 2016: 79 ff.). Anstatt die Geschlechterordnung feministisch zu hinterfragen, würden sie dazu aufgefordert, traditionelle Weiblichkeit zu zelebrieren und auszuleben (vgl. Hark & Villa 2016: VII).

Was zuvor noch als temporäres Spannungsverhältnis aus Emanzipation und Tradition erschien, erweist sich in der Theorie des neuen Geschlechtervertrags somit als systematischer Versuch, die tradierte patriarchale Geschlechterordnung in Zeiten neoliberaler Umstrukturierungsprozesse zu stabilisieren und die scheinbaren Zugewinne weiblicher Partizipation und Unabhängigkeit gezielt zu kontrollieren (vgl. McRobbie 2016: 83 ff.). Abgesichert durch die Konsumsphäre und die Populärkultur, die McRobbie (2016: 22 ff., 30) als zentrale Vermittlungsinstanzen des neoliberalen Geschlechtervertrages einführt, würden junge Frauen und Mädchen demnach mit einer Reihe von Aufforderungen und Erwartungen konfrontiert, die „gleichzeitig als progressiv und trotzdem zweifelsfrei (also beruhigend) weiblich gelten“ (McRobbie 2016: 80). So geht sie davon aus, dass junge Frauen und Mädchen heutzutage zwar explizit zu eigener Erwerbstätigkeit und beruflichem Erfolg aufgerufen würden und die eigene Berufstätigkeit auch selbst als bedeutsamen Bestandteil ihrer weiblichen Identität verinnerlicht hätten (McRobbie 2016: 84 ff., 98 f., 105). Zugleich würden über die Konsumsphäre und die Populärkultur jedoch auch ihre Ängste geschürt, aufgrund ihres beruflichen Erfolgs beziehungsweise ihrer neuen Sichtbarkeit nicht länger als attraktiv zu gelten (vgl. McRobbie 2016: 91 ff.; 106 f.). Das Schönheits- und Modesystem würde in ihnen eine permanente

Unzufriedenheit mit dem eigenen Erscheinungsbild auslösen, die es – so die Botschaft der Medien – durch fortwährende Selbstkontrolle und -optimierung im Sinne des neoliberalen Primats des Individualismus und der Eigenverantwortung zu besänftigen gelte (vgl. McRobbie 2016: 86 f.). Frauen und Mädchen werde demnach suggeriert, sich aufgrund ihrer eigenen Entscheidung – und nicht aufgrund männlichen Drängens – dem Mode- und Schönheitskomplex zu unterwerfen, sodass die patriarchale Herrschaft „aus einer ironischen, pseudo-feministischen Distanz“ (McRobbie 2016: 89) (re-)stabilisiert werde (vgl. Klinger 2014: 120). McRobbie spricht auch von einer „postfeministische[n] Maskerade“:

„Die Maskerade wurde ironisch in das Repertoire der Weiblichkeit zurückgeführt: Die Kleider werden jetzt in Anführungszeichen getragen. So wird signalisiert, dass die übersteigerte Weiblichkeit der Maskerade, die Frauen scheinbar wieder in traditionelle Geschlechterhierarchien einschließt – beispielsweise, indem sie sie in schwindelerregend hohe Stilettos und enge Röcke zwingt –, eigentlich gar keinen Zwang darstellt [...], sondern dass es sich mittlerweile um eine freie Wahl handelt“ (McRobbie 2016: 90).

In der beruflichen Sphäre fungiere diese postfeministische Maskerade als eine Strategie, die weibliche Selbstständigkeit in Einklang mit der Aufrechterhaltung heterosexueller Attraktivität zu bringen (vgl. McRobbie 2016: 91 ff.). Sie lege der aufstrebenden Frau nahe, sich bewusst naiv und mädchenhaft zu geben, um ihren beruflichen Erfolg und die Konkurrenz zu ihren männlichen Kollegen zu verschleiern (vgl. McRobbie 2016: 91 ff.); um zuzusichern, dass sie trotz ihres beruflichen Erfolges „eine echte (also unterworfenen) Frau bleibt“ (McRobbie 2016: 94). Verlängert bis in die partnerschaftliche Aufgabenverteilung gehe dieser „Kompromiss“ (McRobbie 2016: 107) auch zu Lasten einer Auseinandersetzung um die ungleich verteilte Hausarbeit und fordere von den Frauen stattdessen eine „zweifache Rolle“ (McRobbie 2016: 108) als Erwerbstätige *und* Hauptsorgeverantwortliche ein (vgl. McRobbie 2016: 107 ff.).

Aus der Perspektive des neuen Geschlechtervertrags erweist sich all das, was zunächst als zunehmende Integration und Gleichstellung von (jungen) Frauen im Neoliberalismus erschien, folglich als eine ausgeklügelte Strategie zur (Re-)Stabilisierung tradierter Geschlechtervorstellungen. Zwar sagt McRobbies Konzept wenig über die Perspektive der jungen Frauen und Mädchen selbst aus. Dennoch bietet es wertvolle Anhaltspunkte, um die Ergebnisse der Gruppendiskussion theoretisch-konzeptionell zu rahmen und anzubinden.

2. Methodik

Unter der Annahme, dass Geschlechtervorstellungen auf einer Art des kollektiven Alltagswissens fußen, das junge Frauen und Mädchen aufgrund ihres unterstellten Geschlechts sowie ihres gemeinsamen Aufwachsens innerhalb spezifischer gesellschaftlicher Geschlechterkonstellationen teilen, wurde zur Beantwortung der Forschungsfrage das Gruppendiskussionsverfahren angewandt.³ Als eine qualitative Forschungsmethode, die auf die Rekonstruktion kollektiver Sinngehalte

³ Für Erläuterungen zum Gruppendiskussionsverfahren und seiner Auswertung mit der hier angewandten dokumentarischen Methode vgl. u.a. Bohnsack (2014; 2015) oder Kleemann et al. (2013).

beziehungsweise Orientierungsmuster und impliziten Alltagswissens (gesellschaftlicher) Gruppen abzielt, eignet es sich in hohem Maße dazu, geschlechtsbezogene Wissensbestände zugänglich zu machen, die für die meisten gesellschaftlichen Subjekte den Status einer „fraglose[n] Gegebenheit“ (Behnke & Meuser 1999: 52) darstellen und entsprechend selten unmittelbar artikuliert werden (vgl. Behnke & Meuser 1999: 54).⁴

2.1 Zur Durchführung der Gruppendiskussion

Die konkrete Ausgestaltung der Gruppendiskussion folgte den einschlägigen Empfehlungen aus der Literatur.⁵ So wurde die Diskussion zur Erzielung eines möglichst offenen, selbstläufigen Verlaufs mit einer Realgruppe in ihrem vertrauten Umfeld durchgeführt.⁶ Die Gruppe bestand aus vier Teilnehmerinnen im Alter von elf bis zwölf Jahren, die gemeinsam einen wöchentlichen Kunstkurs für Kinder und Jugendliche besuchten und im Anschluss an den Kurs in den Räumlichkeiten der Kunstschule an der Diskussion teilnehmen konnten.

Da geschlechts- und sexualitätsbezogene Fragen bei Heranwachsenden häufig schambehaftet sind und allein die Erwähnung des Wortes „Geschlecht“ für Unbehagen und Sprechblockaden sorgen könnte, wurde darauf verzichtet, den Mädchen eine unmittelbar themenbezogene Eingangsfrage zu stellen. Stattdessen wurde ihnen zum Einstieg ein Video einer bekannten deutschen YouTuberin gezeigt, in dem diese gemeinsam mit ihrem Partner verschiedene Thesen dazu aufstellt und diskutiert, welche Verhaltensweisen und Eigenschaften Jungen bei Mädchen als attraktiv empfinden. Aufgebaut in einem Frage-Antwort-Format liest die YouTuberin ihrem Partner die Thesen vor und bittet ihn – gewissermaßen stellvertretend für „alle“ Jungen um seine Stellungnahme. Die behandelten Verhaltensweisen und Eigenschaften reichen dabei von Schwäche und Schüchternheit, über Stärke und Selbstbewusstsein bis hin zu stereotyp-geschlechtlich codierten Beschäftigungen wie „Zocken“ oder Kochen. Fragen der äußerlichen Erscheinung werden hingegen nicht thematisiert.

Um einen möglichst offenen Diskussionseinstieg ohne thematische Setzungen von Forscherinnenseite zu gewährleisten und die lockere Gesprächsatmosphäre zu bewahren, wurde den Teilnehmerinnen im Anschluss an das Video die recht allgemein gehaltene, auch im Alltag geläufige Frage „Wie hat euch das Video gefallen (und warum)?“ gestellt. Zwar muss bei Antworten auf eine derartige Frage berücksichtigt werden, dass durch das Video selbst bereits gewisse thematische Setzungen vorgenommen und womöglich unhinterfragt Heteronormativitätserwartungen validiert beziehungsweise reproduziert werden. Allerdings wird in der Rezeptionsforschung auch angenommen, dass Kinder und Jugendliche Medieninhalte gezielt nutzen, um sich gemeinsam mit ihrer Peergroup über geteilte geschlechtsbezogene Wissensbestände auszutauschen und um damit Abgrenzungsprozesse sowie kreative Weiterverarbeitungsprozesse der Medieninhalte einzuleiten

4 Für zwei Beispiele der erfolgreichen Anwendung des Gruppendiskussionsverfahrens in der Geschlechterforschung vgl. Behnke & Meuser (1999) und Degele (2004).

5 Wertvolle Hinweise für die Durchführung von Gruppendiskussionen finden sich u.a. bei Przyborski & Wohlrab-Sahr (2014) oder Bohnsack (2014).

6 Insbesondere bei breit gefassten Forschungsinteressen, wie der Erforschung von Geschlechterverhältnissen, hat sich der Rückgriff auf Realgruppen als fruchtbar erwiesen (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014: 95). Grundsätzlich werden Realgruppen zudem auch für die Arbeit mit Heranwachsenden empfohlen, da diese besondere Schwierigkeiten dabei zeigen, mit Unbekannten zu diskutieren (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014: 104 f.).

(vgl. Fritzsche 2007). Gerade aufgrund seines Bewertungs- und Thesenformats schien sich das Video daher als Gesprächsimpuls zu eignen. Es bot nicht bloß Raum für individuelle Themenschwerpunkte und gruppenspezifische Entfaltungsdynamiken, sondern konnte die Rezipientinnen auch dazu anregen, selbst Bewertungen vorzunehmen, sich zu den aufgestellten Thesen zu positionieren und diese somit strukturiert in die Gruppendiskussion zu verlängern.

2.2 Zur Auswertung der Gruppendiskussion

Die mittels Aufzeichnungsgerät konservierte Diskussion wurde im Anschluss mit der dokumentarischen Methode ausgewertet, die von Ralf Bohnsack zur Analyse von Gruppendiskussionen entwickelt wurde (vgl. Kleemann et al. 2013: 188). In einem ersten Auswertungsschritt wurde zunächst ein Protokoll vom thematischen Verlauf der Diskussion erstellt, um darauf aufbauend gezielt einzelne Gesprächspassagen zur Transkription und weiteren Analyse auszuwählen (vgl. Behnke & Meuser 1999: 57).⁷ Die Analyse der Daten folgte sodann den Schritten der formulierenden und reflektierenden Interpretation, über die nicht bloß der wörtliche Sinngehalt einer Passage erforscht wird (formulierende Interpretation), sondern über die darüber hinaus die Orientierungsrahmen der Diskussionsbeteiligten rekonstruiert werden können (reflektierende Interpretation) (vgl. Bohnsack 2015: 382 f.; Kleemann et al. 2013: 175 ff.). Praktisch umgesetzt wurde der Analysezeitschritt, indem über die Formulierung von Ober- und Unterthemen zunächst in kleinschrittiger Weise zusammenfassende Wiedergaben der ausgewählten Gesprächspassagen angefertigt wurden (vgl. Bohnsack 2014: 238 f.; Kleemann et al. 2013: 173 f.). In der anschließenden reflektierenden Interpretation wurde sodann eine sequenzanalytische Rekonstruktion der Diskursorganisation vorgenommen (vgl. Bohnsack 2014: 127; Bohnsack 2015: 383). Entsprechend der Annahme eines „Dreischritt[s] der Diskursorganisation“ (Bohnsack 2014: 127) wurden die Gesprächspassagen auf Propositionen und darauf aufbauende Reaktionen (z.B. Anschlussproposition oder Antithese) sowie Konklusionen untersucht, über die gemeinsame Orientierungsmuster der Diskussionsteilnehmerinnen sukzessive zugänglich gemacht werden konnten (vgl. Bohnsack 2014: 127; Kleemann et al. 176 ff.).

3. Ergebnispräsentation: Geschlechtervorstellungen heranwachsender junger Frauen

Im Rahmen der rund 90-minütigen Diskussion arbeiteten die Mädchen diverse geschlechtsbezogene Themenfelder ab und aktualisierten dabei verschiedenste geteilte Annahmen über Mädchen, Frauen, Männer und Jungen. Dabei entfaltete sich einer der selbstgesetzten Diskussionsschwerpunkte rund um das Thema der Eigenständigkeit als Frau sowie um eine geschlechterspezifische Rollenverteilung zwischen Haus- und Erwerbsarbeit, die in dem Video nicht konkret angesprochen wird. Eine weitere interessante Dynamik entfaltete sich auch dahingehend, dass die Mädchen die Thesen aus dem Video nutzten, um ihre Vorstellungen davon, wie ein Junge sein sollte, zu artikulieren und auf diese Weise umfassende Rückschlüsse auf ihre allgemeinen geschlechtsbezogenen Orientierungsmuster sowie ihre Vorstellungen des Geschlechterverhältnisses zuließen. Insgesamt konnte das Datenmaterial zu drei geteilten geschlechtsbezogenen Orientierungsrahmen und Wissensbeständen

⁷ Für die angewandten Transkriptionsregeln vgl. Bohnsack (2014: 253 f.).

verdichtet werden, die im Folgenden einzeln vorgestellt werden. Aufgrund des thematischen Schwerpunktes des Impulsvideos entfalteten sich die Verortungen der Mädchen im Geschlechterverhältnis dabei primär über die Diskussion von Paarbeziehungen.

3.1 Mädchen- und Frausein als sozialer Validierungs- und Abgrenzungsprozess

Bereits in den ersten Minuten der Diskussion kristallisierte sich der kollektive Orientierungsrahmen „Mädchen- und Frausein als sozialer Validierungs- und Abgrenzungsprozess“ als ein elementarer Bestandteil des Geschlechterwissens der Mädchen heraus. Die Diskussionsteilnehmerinnen thematisierten ihr eigenes Mädchen- beziehungsweise Frausein in erster Linie nicht als eine vermeintlich biologische Tatsache, sondern als eine soziale, interaktiv hergestellte Kategorie: Ob man den Status als Frau beziehungsweise Mädchen für sich beanspruchen kann, hing im Verständnis der Diskussionsteilnehmerinnen maßgeblich von einer Bestätigung durch das soziale Umfeld ab. Als basales Kriterium für diese Bestätigung wiederum legten die Mädchen die erfolgreiche Abgrenzung von männlich konnotierten Verhaltens- und Aufttrittsweisen an. Damit orientierten sie sich maßgeblich an der Vorstellung einer Gegensätzlichkeit beziehungsweise Komplementarität der Geschlechter, bei der spezifische Betätigungen und Charakteristika als exklusiv repräsentativ für ein Geschlecht gelten; sie definierten Mädchensein und Frausein über Weiblichkeitsvorstellungen, die sich aus ihrem männlich konnotierten Negativ ergaben. Basierend auf Beobachtungen aus dem schulischen Kontext stuften sie individuelle Abweichungen von dieser Polarisierung als folgenreiche Brüche mit geschlechtsbezogenen Erwartungen ein. Sie sahen darin die Gefahr, vom sozialen Umfeld nicht länger als Frau wahrgenommen zu werden. Diese soziale Anzweiflung der Geschlechtszugehörigkeit interpretierten sie als eine Art Krise für die betroffene Person und drückten dadurch aus, selbst nicht in eine derartige vermeintliche Krise geraten zu wollen. Dabei koppelten sie Fragen der erfolgreichen Darstellung von Geschlechtszugehörigkeiten regelmäßig auch an Fragen der Attraktivität: Das erfolgreiche Anzeigen des Geschlechts wurde als Voraussetzung für die Wahrnehmung als attraktiv konzipiert, umgekehrt wurde die Wahrnehmung als attraktiv zu einem zentralen Indikator für eine erfolgreiche Geschlechterinszenierung.

Es war somit zunächst eine Orientierung an einem recht tradierten Verständnis von Geschlecht vorgegeben, welches die Mädchen in erster Linie anhand der Freizeitbetätigung des „Zockens“ herausarbeiteten, die aus ihrer Perspektive exemplarisch für eine Abweichung von geschlechtsbezogenen Normalitätserwartungen stand:

Kf: ↳Wenn du dir halt in der Schule dann im U- mit deinen
Freunden also mit deinem Kumpel dann oder so mit Jungs über
das Zocken unterhältst dann (.) keine Ahnung klingt das

↳Mf: Wirst du als Kumpel angesehen!

jetzt nicht wirklich weiblich; so

Mf: Ja genau weil weiblich ist ja eigentlich dass du irgendwas
deine Hobbies machst und so; und halt immer so dem Jungen
halt irgendwie sagst @wie toll der ist oder so was@ @(.)@
oder so; halt irgendwie dass ehm er halt auch was kann; nein
@(.)@ dass er halt ehm (.) wenn ich glaube halt einfach wenn
du halt das auch spielst dann wirst du halt auch anders
angesprochen; wenn- du Gamer bist sag ich jetzt mal einfach

dann sprechen die sich ja auch an so hey yo Alter wie gehts

↳Tf: Oder hey Digga!

dir so, und wenn du dann auch mitspielst und einer der guten Spieler bist wirst du auch so angesprochen; (.) und das liegt dann hal- dann wirst du nicht mehr als Frau angesehen? als äh

Ef: ↳Als Mädchen bezeichnet im Prinzip

Mf: ↳Genau; sondern eher als Kumpel.

↳Tf: Junge ja!

und nicht mehr als Freundin mit der du mal zusammen sein könntest.

(Transkript: Z. 876-898)

Jedoch stellten die Abgrenzungsprozesse der Mädchen in Hinblick auf das „Zocken“ keinen Sonderfall dar, sondern standen sinnbildlich für eine grundsätzliche Gegensatzvorstellung von Geschlecht, wie es in der sukzessiven Ausweitung der Diskussion auf die äußere Erscheinung deutlich wurde:

Kf: Mhh wir haben zwei Mädchen die sehen halt einfach aus wie ein Junge und das merkt man halt auch also bei so (.) äh wenn Klassenfoto ansteht oder so; dann hat der Fotograf auch schonmal zu den beiden gesagt (.) ja die Jungen in Blau setzt @euch mal darüber@ oder=sowas;

Mf: Oh mein Gott voll gemein;

(Transkript: Z. 135-140)

Mädchensein als Abgrenzungsprozess umfasste für die Diskussionsteilnehmerinnen also nicht bloß die Abgrenzung von männlich konnotierten Verhaltensweisen, sondern auch von einer männlich konnotierten äußerlichen Erscheinung. Dass sie eine fälschliche Aufrufung „männlich“ aussehender Mädchen als Jungen gar als „gemein“ bezeichneten, unterstrich dabei noch einmal den zentralen Stellenwert, den sie geglückten Inszenierungen von Geschlecht und entsprechenden sozialen Validierungen zurechneten.

Allerdings beschränkten sich die Gegensatzvorstellungen und Abgrenzungsprozesse der Mädchen nicht allein auf Abgrenzungen von Jungen und Männern. Regelmäßig distanzieren sie sich zudem von zu kindlichem Agieren, um ihre gemeinsame Orientierung an einem recht reifen, jugendlichen Mädchenbild zu aktualisieren. Kindliche Mädchen stellten für sie eine ähnliche Abweichung von ihren Weiblichkeitsvorstellungen dar, wie „zu männlich“ agierende Mädchen. Deutlich wurde dies beispielsweise an ihrer Distanzierung von Mädchen, die in der Schule „Pferd spielen“:

Mf: ↳Und das machen die halt immer noch; (2) stehen die aufm Schulhof mit @soner so ner Leine vor@

Kf: @Ja:::a@

Tf: ↳@Ernsthaft?@

Kf: Okay @das ist nicht normal;@

Ef: Wie peinlich

(Transkript: Z. 149-154)

3.2 Männliche Stärke und Beschützerqualitäten – weibliche Schwäche und Schutzbedürftigkeit?

Als zweite kollektive Orientierung der Mädchen konnte das Bild eines starken männlichen Beschützers herausgearbeitet werden. Nach der recht stereotypen Gegensatzvorstellung von Geschlecht, bildete dieses geteilte Wissen der Mädchen den zweiten Orientierungsrahmen, der auf ein tradiertes Geschlechterverständnis hindeutete. Wiederholt griffen die Mädchen das Beschützer-narrativ im Laufe der Diskussion als geteilte Orientierungsgröße auf, um es Jungen und Männern zum einen als angestrebtes Selbstbild zu unterstellen und um es zum anderen stellenweise selbst als normativen Maßstab anzulegen. Einstimmig unterstellten sie Jungen und Männern demnach auch ein Streben nach Stärke und Bewunderung, das sie mit den entsprechenden stereotypen Männlichkeitsidealen eines Helden, Beschützers und Prinzen begründeten und zunächst unhinterfragt akzeptierten. Zwar wehrten sie sich gegen die mit diesem Bild assoziierte pauschale Gleichsetzung von Weiblichkeit und Schwäche beziehungsweise von Männlichkeit und Stärke, dennoch wurde eine relative Stärke des Mannes in Hinblick auf Paarbeziehungen als Ideal auch seitens der Mädchen eingefordert und damit das Beschützerbild auch aus Perspektive der Mädchen validiert. Diese Validierung basierte primär auf einer Abwertung des Gegenteils, also der Einordnung eines schwachen Mannes als „komisch“:

Tf: ^LWeil vielleicht so als Held? (.) würd ich sagen

Mf: ^LJa

Kf: ^LJa also man

wird dann so bewundert sag ich mal, ähm (.) und also klar

Ef: ^LDas ist so komisch wenn der Junge dann so (.) schwach ist so?

Mf: ^LMh ist echt so.

Kf: ^LMan sollte jetzt nicht so sagen ne Frauen sind schwach und Männer sind stark so das würd ich jetzt auch nicht (.) behaupten aber (2) dann keine Ahnung,

Tf: ^LAlso ich glaub (2) hauptsächlich auch so als Beschützer, jetzt so dass die etwas stärker sind, und so halt dass die sich so als Beschützer sehen oder auch irgendwie dass die die Pr- Prinzen da sind die die Prinzessinnen da beschützen weil Prinzessinnen sind in

^LKf: @Ja@^L

Märchen ja meistens nicht ganz so stark.

Mf: Aber ich glaub halt auch dass

Ef: ^LIch find das auch ein bisschen komisch wenn die äh Jungs sch- äh schwach sind sozusagen, und die Mädchen dann irgendwie alles da machen und dann auch ne größere Klappe haben als die Jungs.

(Transkript: Z. 485-506)

Besonders erkenntnisreich ist die zitierte Passage auch in Hinblick auf das geschlechtliche Selbstverständnis der Diskussionsteilnehmerinnen selbst: So wurden nicht nur schwache Männer, sondern auch stärkere Frauen als „komisch“ und als abweichende Subjekte dargestellt. Sie wurden, ebenso wie schwache Männer, als Negativfolie aufgegriffen, anhand derer sich die Mädchen auf ein traditionelles Bild einer heterosexuellen Paarbeziehung verständigen konnten. Bemerkenswert war dabei, dass die Mädchen nicht bloß physische Stärke zugrunde legten, sondern auch auf eine Art soziale Stärke im Sinne eines Dominanzverhaltens rekurrierten: Nicht nur die Vorstellung eines physisch schwachen Jungen sorgte für Unbehagen, sondern auch die damit assoziierte Vorstellung von Mädchen, die „alles da machen“ und eine „größere Klappe“ haben. Die Orientierung war somit an den ersten Orientierungsrahmen der Mädchen rückgekoppelt; erneut wurde gezielt auf Abgrenzungsprozesse sowie Gegensatzvorstellungen der Geschlechter zurückgegriffen. Das männlich konnotierte starke Beschützertum wurde genutzt, um ein scheinbar gegenläufiges weibliches Pendant herauszuarbeiten.

3.3 Selbstständigkeit und Unabhängigkeit als Frau

Nicht widerspruchsfrei zu den bisher erarbeiteten Orientierungsmustern, konnte als letzter geteilter Orientierungsrahmen der Diskussionsteilnehmerinnen die Vorstellung einer selbstständigen und unabhängigen Frau herausgearbeitet werden. Mehr noch als die zuvor genannten Orientierungsmuster, führte dieses geteilte Selbstverständnis der Mädchen wie ein roter Faden durch den Diskurs. Die vier Mädchen verstanden sich als emanzipierte gesellschaftliche Subjekte und wehrten sich auf unterschiedlichen Ebenen dezidiert gegen Abhängigkeitsverhältnisse zu Jungen und Männern. Zu dominantes, besitzergreifendes Verhalten des männlichen Geschlechts nutzten sie als negativen Gegenhorizont, um ihre Orientierung an einem selbstbestimmten Frauenbild zu unterstreichen. In ihrem Alltag legten sie entsprechenden Wert darauf, ihr eigenes, von Jungen und Männern unabhängiges Leben zu haben und zu leben. Erstmals wurde diese kollektive Orientierung in der Diskussion über (un-)angemessene Kosenamen und geschlechtsbezogene Aufrufungen angeschnitten. So sprachen die Mädchen sich über die Kritik an dem Kosenamen „Babe“ ausdrücklich gegen eine Verdinglichung ihrer Person aus, wehrten sich dagegen, als „Besitz“ eines Mannes oder Jungen bezeichnet zu werden und aktualisierten auf diese Weise ihre Vorstellung einer selbstständigen, unabhängigen Frau:

- Kf: ‹Das ist halt (.) ehm das Babe oder so das klingt halt schon so wie so ne A- keine Ahnung; Schatz klingt halt freundlicher als wenn du zu deinem zu deiner Freundin sagen würdest Babe; (.) ehm Babe klingt dann schon so (.) das klingt halt (2) ja so (.) Schatz klingt halt
 ‹Tf: Du gehörst schon mir so›
 freundlicher so; ich glaub kein Mädchen möchte so gerne als Babe oder so bezeichnet werden,
- Mf: ‹Also eh ich hab das ja auch vorhin gesagt dass ich das nicht gut fände, weil ich find halt auch einfach genau das ist so ein bisschen besitzergreifend und ehm eigentlich auch wenn ich n Freund hab und dann mit dem zusammen bin bin ich ja trotzdem noch mei- meine eigene

Person; also ich gehör ja niemandem; und dann find ich das auch n bisschen übertrieben dass der mich Babe nennt; und das hört sich auch immer so an als wär ich ne Prinzessin wär nicht selbstständig und müsste auf- ihn hoffen; so dass er alles für mich macht und könnte nichts selbst erledigen; so. also dass ich sozusagen ohne ihn nicht wär, und das hört sich voll komisch an;

(Transkript: Z. 1042-1061)

Interessant war, dass erneut auf das Bild einer Prinzessin rekurriert wurde, mit dem die Mädchen zuvor noch das männliche Beschützerbild nachzeichneten – diesmal jedoch eher in der Funktion als ein veraltetes Geschlechterbild, von dem sich die Mädchen mit ihren Selbstständigkeitsansprüchen gerade zu distanzieren versuchten. Es deutete sich daher ein gewisses Spannungsverhältnis zu dem Orientierungsrahmen „Männliche Stärke und Beschützerqualitäten – weibliche Schwäche und Schutzbedürftigkeit?“ an, wie es in der Diskussion mehrfach relevant wurde. So kritisierten die Mädchen beispielsweise an anderer Stelle ein – wie sie es ausdrückten – „zu krasses“ Beschützerverhalten von Jungen als Untergrabung ihres weiblichen Unabhängigkeitsideals und forderten Jungen dazu auf, „Grenzen zu verstehen“:

Mf: Also wenn der mich wenn der mich beschützt ist das ja eine Sache einerseits ganz nett,

↳Kf: Ja so-|

Ef: ↳Außer wenn das ein anderer Junge wär;

Mf: ↳Ja. aber

wenn der mich beschützen will ist das einerseits nett. aber andererseits soll der auch (.) ts (.)

Kf: ↳Grenzen verstehen,

Mf: ↳Ja. [...]

(Transkript: Z. 287-295)

Das Beschützerbild fungierte somit als weiterer negativer Gegenhorizont, mit dessen Hilfe die Mädchen ihrem Streben nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Kontur verleihen konnten. Diese Negativfolie bezog sich jedoch ausschließlich auf zu extreme Varianten des Beschützerverhaltens, während gemäßigte Varianten von den Mädchen weiterhin als akzeptabel dargestellt oder – wie im vorherigen Orientierungsrahmen herausgearbeitet – gar aktiv eingefordert wurden.

Durch das Ausmaß, mit dem die geteilte Vorstellung einer selbstständigen, unabhängigen Frau auch gegen das Bild des männlichen Beschützers verteidigt und aufrechtgehalten wurde, erschien der dritte Orientierungsrahmen der Mädchen insgesamt als ein besonders basaler und bedeutsamer kollektiver Wissensbestand. Folgerichtig blieb er für die Diskussionsteilnehmerinnen nicht auf den Moment beschränkt, sondern wurde gleichermaßen in ihre Zukunft als erwachsene Frauen projiziert. So vertraten die Mädchen beispielsweise die Vorstellung einer berufstätigen Frau, die ihrer eigenen Erwerbstätigkeit nachgeht, anstatt sich auf häusliche Betätigungen zu beschränken:

- Mf: ^LAlso Jungs sollten aber nicht darauf also Jungs sollten
aber nicht darauf s- sie sollten nicht sofort sagen, ja ich
geh arbeiten du kochst und du bleibst hier im Haushalt und
machst nix.
- Kf: Ne:::e aber
- Mf: ^LDas find ich jetzt nicht gut.
- Kf: ^LNein aber wenn man so (.) sagt (.)
freiwillig irgendwie so ja ich koch uns was un-
- Mf: Ja freiwillig; aber ihr wenn ein Mann jetzt sagt ja
also du machst du bleibst im Haushalt und ich -
- Kf: ^LNe:::e also da würd ich auch @kannst=du direkt
rausgehen@
- Mf: @(.)@ und ich geh arbeiten das find ich ganz schlimm.

(Transkript: Z. 200-212)

Für die Mädchen stellte die weibliche Erwerbstätigkeit demnach einen integralen Bestandteil ihrer Weiblichkeitsvorstellungen dar, den sie im Zweifelsfall auch gegenüber einem Mann verteidigen würden. Die reine Haushaltstätigkeit hingegen werteten sie ab, indem sie sie als „nix“ oder lediglich als Freizeitbetätigung bezeichneten. Weibliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit manifestierten sich für sie folglich in hohem Maße in Form der eigenen Erwerbstätigkeit. Dennoch lehnten die Mädchen Haushaltstätigkeiten wie das Kochen nicht gänzlich ab, sondern hielten sich die Option offen, diese freiwillig – und nicht als oktroyierte Pflicht – zu erfüllen. Damit verständigten sie sich implizit auf das Ideal freier Entscheidungsfähigkeit, das sich reibungslos in ihre Vorstellungen einer unabhängigen, selbstständigen Frau zu fügen schien.

3.4 Wechselbeziehungen zwischen den Orientierungsrahmen

Auch die Mädchen selbst registrierten im Laufe der Diskussion wiederholt Spannungen zwischen den verschiedenen Orientierungsrahmen und versuchten sie gemeinsam aufzulösen. Dazu bedienten sie sich zunächst vermeintlich historischer, teilweise naturalistischer Begründungen für gesellschaftliche Vorstellungen von geschlechtsbezogener Schwäche beziehungsweise Stärke und damit einhergehenden Rollenzuschreibungen:

- Mf: Aber ich glaub halt auch das liegt halt auch einfach daran
wie das schon unsere Eltern und unsere Großeltern gemacht
haben; also eigentlich ist es ja auch so ähm dass die Männer
immer stärker sind und die Frau ähm sozusagen @beschützen@
^LEf: @(.)@^J
und die Frau ist ja eigentlich glaub ich auch nur für den
Haushalt bestimmt; @und jetzt ums mal knallhart zu sagen und
um Kinder zu bekommen@ mehr sollte die Frau glaub ich eigentlich
gar nicht da sein; (.) also eigentlich

(Transkript: Z. 507-515)

Zugleich nutzten sie diese Herleitungen jedoch auch als Gegenhorizont, um sich bewusst davon abzugrenzen und sich noch einmal auf ihr moderner anmutendes Bild einer unabhängigen, selbstständigen und berufstätigen Frau verständigen zu können. Sie wehrten sich dezidiert gegen den Automatismus, das Ideal eines stärkeren, beschützenden Mannes für die Legitimation einer tradierten Rollenverteilung in Hinblick auf Erwerbs- und Hausarbeit zu nutzen und sprachen sich stattdessen für eine getrennte Betrachtung beider Bereiche aus, um so zunächst eine oberflächliche Harmonisierung der Orientierungsrahmen „Männliche Stärke und Beschützerqualitäten – weibliche Schwäche und Schutzbedürftigkeit?“ und „Selbstständigkeit und Unabhängigkeit als Frau“ zu erwirken:

- Kf: ↳Ja aber also klar man
sollte de- ich find der Mann sollte stärker sein aber das
ist nicht also nicht so Abstempeln ja die Frau soll in der
 ↳Tf: Muss immer↳
Küche stehen soll sich um die Kinder kümmern und so also das
ist nicht so
- Tf: Also bei meinen Cousins ist das anders weil da ist meistens
die Mutter arbeiten und der Vater kümmert sich um die Kinder
aber ehm
- Mf: ↳Aber da gibts nur ganz wenige von;
Tf: ↳Ja. trotzdem aber
es ist ja jetzt °auch nicht anders°
- Kf: ↳Also es ist eigentlich immer so dass
sich (.) also nein nicht immer aber meistens ist=es halt
wirklich doch dann so dass die Frauen ja wirklich in der
 ↳Ef: Ja↳
Küche stehen und so und die Männer arbeiten, aber (.) man
will=es eigentlich gar nicht wirklich; also man möchte halt
nicht so immer als das schwächere Geschlecht sozusagen
dargestellt werden.

(Transkript: Z. 527-546)

Es ergab sich somit insgesamt das Bild eines komplexen Prozesses der zeitgleichen Validierung gewisser geschlechtsbezogener Gegensatzvorstellungen sowie der Verteidigung weiblicher Unabhängigkeits- und Selbstständigkeitsvorstellungen. Deutlich wurde jedoch auch, dass die von den Mädchen vorgeschlagene Entkopplung ihrer Unabhängigkeitsvorstellungen von tradierten Gegensatzvorstellungen von Geschlecht – etwa mit Blick auf Stärke und Schwäche – in weiten Teilen nicht ihrer Alltagsrealität entsprach. Vielmehr nahmen sie eine vermeintlich historisch begründbare Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern fast schon resignierend als weitverbreitete Regel wahr, die die Möglichkeitsräume von Mädchen und Frauen beschränke.

4. Diskussion

In Hinblick auf die forschungsleitende Frage nach den Geschlechtervorstellungen heranwachsender junger Frauen ließen die skizzierten Orientierungsrahmen vielseitige Rückschlüsse zu. Die Mädchen griffen in ihren Geschlechtervorstellungen emanzipatorische sowie tradierte Elemente auf und verbanden sie teilweise gezielt miteinander. Das Nebeneinander von Wandel und Persistenz der zeitgenössischen Geschlechterarrangements wurde somit auf spezifische Weise gespiegelt. Während die von den Mädchen zum Ausdruck gebrachten Gegensatzvorstellungen von Geschlecht beispielsweise eher tradierten Geschlechterbildern folgten, konnten ihre Unabhängigkeits- und Selbstständigkeitsbestrebungen im Kontext moderner Geschlechterkonzepte verortet werden. Es ergaben sich daher diverse Anknüpfungspunkte in Bezug auf die Etablierung eines neuen, neoliberalen Geschlechtervertrags für (junge) Frauen:

1) Betrachtet man die Orientierungsrahmen der Mädchen unabhängig voneinander und blendet ihre Wechselbeziehungen beziehungsweise Widersprüchlichkeiten zunächst aus, so streiften sie verschiedene Bestandteile des neuen Geschlechtervertrages. Ähnlich wie McRobbie (2016) konstatiert, wuchsen die Diskussionsteilnehmerinnen so beispielsweise mit der Vorstellung auf, als Mädchen gleichberechtigte, unabhängige gesellschaftliche Subjekte zu sein. Das Ideal weiblicher Selbstständigkeit stellte für sie einen bedeutsamen geteilten Referenzpunkt dar, den sie kollektiv zu erleben und als gesetzte Selbstverständlichkeit der Gegenwartsgesellschaft zu erfahren schienen. Die Mädchen kamen in hohem Maße der gesellschaftlichen Aufforderung einer eigenverantwortlichen Lebensplanung nach (vgl. McRobbie 2016: 80 f.). Auffällig war zudem, dass das Orientierungsmuster „Selbstständigkeit und Unabhängigkeit als Frau“ von den Diskussionsteilnehmerinnen gezielt für Zukunftsvisionen der weiblichen Erwerbstätigkeit genutzt wurde, wie sie im neoliberalen Geschlechtervertrag als wichtiger Bestandteil der weiblichen Selbstidentität konstruiert und an die heranwachsenden jungen Frauen herangetragen wird (vgl. McRobbie 2016: 98 f., 105). Eine reine Verpflichtung auf häusliche Tätigkeiten, wie sie im fordistischen Geschlechterregime noch vorgesehen war, stand für die Mädchen demnach nicht zur Debatte. Stattdessen betonten sie im Sinne des neoliberalen Topos der freien Wahl, selbst über die Ausgestaltung ihres Berufslebens und die Übernahme von Haushaltstätigkeiten entscheiden zu wollen. Es trat somit ein gewisser, neoliberalistisch geprägter Selbstanspruch der Mädchen hervor, „als ökonomisch aktive Staatsbürgerinnen zu agieren“ (McRobbie 2016: 81).

2) Jenseits der Selbstständigkeitsvorstellungen muss berücksichtigt werden, dass der neue Geschlechtervertrag nach McRobbie gerade auf Basis dieser scheinbaren, neuen weiblichen Unabhängigkeit eine gezielte (Selbst-)Kontrolle der weiblichen Freiheiten in Form eines Rückgriffs auf tradierte Geschlechterbilder und Handlungsweisen einfordert. Das damit implizierte tradierte, womöglich auch unsichere, Weiblichkeitsverhalten spiegelte sich ebenfalls in den Orientierungen der Diskussionsteilnehmerinnen wider. So war der Orientierungsrahmen „Mädchen- und Frausein als sozialer Validierungs- und Abgrenzungsprozess“ in seiner charakteristischen Ausgestaltung durch die Diskussionsteilnehmerinnen auf eine gezielte Reproduktion und Inszenierung normativer Weiblichkeitshandlungen ausgerichtet: Die Mädchen grenzten sich bewusst von ihrer Vorstellung nach „untypischen“ Verhaltensweisen und Auftrittsweisen für Mädchen ab und legten Wert darauf, von ihrem Umfeld als weiblich im Sinne tradiertter Gegensatzvorstellungen von Geschlecht

wahrgenommen zu werden. Auch ihre Vorstellungen von männlicher Stärke und Beschützertum fügten sich teilweise in dieses Bild ein. Vor dem Hintergrund des neuen Geschlechtervertrags könnten die Selbstständigkeitsvorstellungen der Diskussionsteilnehmerinnen und ihre geschlechtlich codierten Gegensatzvorstellungen und Abgrenzungsprozesse daher als zwei Seiten derselben Medaille gedeutet werden: Moderne Unabhängigkeitsideale der Diskussionsteilnehmerinnen schienen gewissermaßen durch die Validierung von „zweifelsfrei (also beruhigend) weiblich[en]“ (McRobbie 2016: 80) Verhaltensweisen abgefedert zu werden, sodass keine grundsätzliche In-Frage-Stellung der Geschlechterordnung provoziert wurde.

3) Unter Hinzuziehung der widersprüchlichen Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Orientierungsrahmen ergeben sich jedoch auch Unstimmigkeiten zwischen empirischem Material und theoretischer Analysefolie: McRobbie (2016: 107 ff.) sieht die Gleichzeitigkeit von tradierten Geschlechtervorstellungen und einer vermeintlichen gleichstellungspolitischen Fortschrittlichkeit in Hinblick auf die (ökonomische) Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von Frauen als einen unhinterfragten Kompromiss an, dem junge Frauen und Mädchen bereitwillig folgen würden. Bei den Diskussionsteilnehmerinnen hingegen regte sich in Ansätzen durchaus Unzufriedenheit mit diesem Kompromiss beziehungsweise Kritik an seinen inhärenten Widersprüchlichkeiten. Entgegen weitläufiger Annahmen, dass Frauen im Neoliberalismus die Sprache verlieren würden, um fortbestehende Ungleichheiten zu kritisieren, beziehungsweise dass sie gezielt auf feministische Kritik verzichten würden (vgl. Walgenbach 2015: 38 f.), gelang es den Mädchen, auf bestimmte Hindernisse bei der Verwirklichung ihrer Gleichheitsvorstellungen eloquent hinzuweisen und ihre Kritik an der aktuellen Geschlechterordnung zu artikulieren. Die Mädchen verwiesen beispielweise explizit darauf, dass Frauen – gegen ihren Willen – nach wie vor häufiger als Männer haushälterische und reproduktive Tätigkeiten übernehmen würden. Dies deutet darauf hin, dass sie das von McRobbie unterstellte Gleichheitsnarrativ des neuen Geschlechtervertrags keineswegs gänzlich unhinterfragt akzeptieren. Stattdessen schien das fordistische Geschlechterregime mit seiner Sphärentrennung zwischen „männlicher“ Erwerbs- und „weiblicher“ Hausarbeit in ihren Alltagserfahrungen durchaus präsent zu sein und ihr geschlechtsbezogenes Alltagswissen zu prägen. Anstatt es daher unkritisch als Relikt einer vergangenen Zeit zu betrachten, wurde es dezidiert als potentiell fortbestehende Hürde für die Realisierung weiblicher Selbstständigkeit thematisiert. Diese (neuerliche) Thematisierbarkeit von Ungleichheitsstrukturen könnte auf veränderte öffentliche Geschlechterdiskurse beziehungsweise veränderte Dynamiken im Geschlechterverhältnis seit der Entwicklung des Konzepts eines neuen Geschlechtervertrags vor über zehn Jahren verweisen (vgl. Gill 2016). Darüber hinaus könnten die empirischen Abweichungen vom theoretischen Konzept teilweise jedoch auch im Alter der Diskussionsteilnehmerinnen begründet liegen: Mit ihren elf und zwölf Jahren befanden sich die Diskussionsteilnehmerinnen womöglich an der Schnittstelle von einer Beobachterinnenperspektive hin zur eigenen Vereinnahmung durch den neoliberalen Geschlechtervertrag, an der geschlechtliche Verhaltensmuster und Bilder im Sinne des neoliberalen Kompromisses noch nicht vollständig selbstverständlich verinnerlicht wurden.

5. Ausblick

Konnten im Rahmen der theoretischen Einbettung des Datenmaterials sowohl Parallelen als auch Widersprüche zum Konzept des neoliberalen Geschlechtervertrags festgestellt werden, so gilt es bei der abschließenden Beurteilung sowie einer etwaigen Weiterverarbeitung der Analysebefunde zu berücksichtigen, dass das Generalisierungspotenzial der exemplarischen Untersuchung durch weitere Gruppendiskussionen zum Zwecke einer Typenbildung zu prüfen bliebe. Im Rahmen einer Ausweitung des Forschungsprojekts wäre es überdies ratsam, auch das Impulsvideo analytisch aufzuschlüsseln (vgl. hierzu auch Degele et al. 2016) und für den Nachfrageteil der Gruppendiskussion Gesprächsimpulse zu entwickeln, die gezielt ein mögliches Geschlechterverständnis jenseits von Heteronormativitätsvorstellungen zugänglich machen, um so eine Verzerrung der Analysebefunde zu vermeiden.

Dennoch liefert die Untersuchung aufschlussreiche neue Erkenntnisse über die Geschlechtervorstellungen aktuell heranwachsender junger Frauen. Sie lässt nicht bloß Rückschlüsse auf die Wirkmacht von Wandlungsprozessen des Geschlechterarrangements auf der Ebene der Akteurinnen zu, sondern bietet auch darüber hinaus vielversprechende Anknüpfungspunkte. So liegt es auf theoretischer Ebene beispielsweise nahe, die augenscheinliche (neuerliche?) Thematisierbarkeit fortbestehender struktureller Geschlechterungleichheiten, wie sie sich im Rahmen der Gruppendiskussion herauskristallisierte, genauer zu erforschen. Womöglich könnten dabei auch Konzepte des „Post-Postfeminismus“ miteinbezogen werden, wie sie im englischsprachigen Raum als Reaktion auf McRobbies Theorie erarbeitet wurden (vgl. bspw. Gill 2016). Denkbar wäre auf einer praxisorientierteren Ebene zudem, Verknüpfungen mit Diskursen über die Berufswahl junger Frauen herzustellen. Beispielsweise könnte untersucht werden, inwiefern die Unabhängigkeits- und Selbstständigkeitsnarrative der Mädchen zwar zu einem grundsätzlichen Streben nach Erwerbstätigkeit beitragen, inwiefern jedoch über die zeitgleiche Validierung von traditionell anmutenden geschlechtlichen Gegensatzkonstruktionen auch eine Reproduktion stereotyper Berufsentscheidungen begünstigt wird.

Literatur

- Behnke, C. & M. Meuser, 1999: Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, R., 2014: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 9., überarbeitete und erweiterte Auflage. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Bohnsack, R., 2015: Gruppendiskussion. S.369-384 in: U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 11. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Degele, N., 2004: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Degele, N., D. Cichecki & K. Kunz, 2016: „Also das meiste davon ist ja einfach durch die Medien vermittelt“. Zur bildgestützten Erforschung abstrakten Wissens. ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung 17: S. 133-148.

- Fraser, N., 2009: *Feminism, Capitalism and the Cunning of History*. *New Left Review* 56: S. 97-117.
- Fritzsche, B., 2007: *Sozialisation und Geschlecht in der Medienkultur*. S. 167-184 in: D. Hoffmann & L. Mikos (Hrsg.), *Mediensozialisationstheorien. Neue Modelle in der Diskussion*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gill, R., 2016: *Post-postfeminism? New feminist visibilities in postfeminist times*. *Feminist Media Studies* 16 (4): S. 610-630.
- Hark, S. & P.-I. Villa, 2016: *Felder und Formen von Femininität und Feminismus – Zur Neuauflage*. S. V-XV in: A. McRobbie, *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Kleemann, F., U. Krähnke & I. Matuschek, 2013: *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens*. 2., korrigierte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Klinger, S., 2014: *(De-)Thematisierung von Geschlecht. Rekonstruktionen bei Studierenden der Erziehungs- und Bildungswissenschaften*. Opladen: Budrich UniPress.
- Maihofer, A., 2007: *Gender in Motion. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze*. S. 281-315 in: D. Grisard, J. Häberlein, A. Kaiser & S. Saxer (Hrsg.), *Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung*. Frankfurt/ Main: Campus Verlag.
- MaLisa Stiftung, 2019: *Weibliche Selbstinszenierung in den neuen Medien. Zusammenfassung der Studien*. Abgerufen unter: <https://malisastiftung.org/geschlechterdarstellung-neue-medien/> [zuletzt geprüft am 26.07.19].
- McRobbie, A., 2016 [2008]: *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Meuser, M., 2008: *Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*. S. 631-653 in: H. Willems (Hrsg.), *Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge*. Band 2. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Power, N., 2018: *Der verführte Feminismus*. *Blätter für deutsche und internationale Politik* 63 (3): S. 59-68. Abgerufen unter: <https://www.blaetter.de/archiv/jahrgaenge/2018/maerz/der-verfuehrte-feminismus> [zuletzt geprüft am 26.07.19].
- Przyborski, A. & M. Wohlrab-Sahr, 2014: *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 4., erweiterte Auflage. München: Oldenbourg.
- Speck, S., 2019: *Paradoxien der Gleichheit. Widersprüchliche Verkehungen in zeitgenössischen Geschlechterverhältnissen*. S. 65-96 in: B. Rendtorff, B. Riegraf & C. Mahs (Hrsg.), *Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Tervooren, A., 2006: *Im Spielraum von Geschlecht und Begehren. Ethnographie der ausgehenden Kindheit*. Weinheim/ München: Juventa Verlag.
- Walgenbach, K., 2015: *Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen*. S. 21- 50 in: K. Walgenbach & A. Stach (Hrsg.), *Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Wetterer, A., 2003: *Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen*. S. 286-319 in: G.-A. Knapp & A. Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Wopfner, G., 2012: Geschlechterorientierungen zwischen Kindheit und Jugend. Dokumentarische Interpretation von Kinderzeichnungen und Gruppendiskussionen. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Greta Wienkamp

Studentin an der Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
greta.wienkamp@uni-bielefeld.de

A Critical Study of State Control, Elite Female Athletes and Fans' Resistance in Post-Revolutionary Iran

Shahrzad Mohammadi

The situation of women in Iran has dramatically altered as a result of the Iranian Revolution in 1979 and Ayatollah Khomeini's establishment of a theocratic state. Despite women's vast participation in the revolution, the newly established state imposed harsh measures on them and diminished their scant rights and the discretions that were gained under the former monarchy (Moghissi, 1994; M. Mohammadi, 2007; Sedghi, 2007).

Following Khomeini's order in the immediate aftermath of the revolution, sex segregation was enforced in almost all public spaces, including educational settings, beaches and buses (Sedghi, 2007). Even with Iranian women's immense public opposition and protest¹, veiling became obligatory for them as well as foreign women in public spaces regardless of their religion (Tohidi, 1991). As the result of the revocation of the Family Protection Law² of 1967 and 1973 by the Islamic regime, polygamy was restored (Moghadam, 2002), temporary concubinage (*sigheh*³) was encouraged and the age of marriage for girls was lowered to nine years (Esfandiari, 1997).

In the sporting sphere, as in other social domains, political Islamists⁴ have redefined gender roles based on *shari'ah* (Islamic canonical law) and have enforced sex segregation as well as the veiling of women in sport activities. Sport competitions for women were denounced mainly due to the immodest forms of dressing by female athletes and the exposure of their bodies to the public gaze that presumed to stimulate male sexual desire (Chehabi, 2002; Hoodfar, 2015). The participation of Iranian women at an international level in sports such as gymnastics, swimming and water polo has been prohibited due to the lack of appropriate Islamic dress codes (Hoodfar, 2015; Pfister, 2003). In addition, female fans and spectators have been subjected to another misogynistic order: a ban from attending stadiums to watch men's sporting events.

Gender ideology and relations under the Islamic Republic of Iran (IRI) have drawn a considerable attention since the Islamic Revolution. There is a substantive body of scholarship on gender issues and their relation to the state's politics and policies in various domains (see e.g., (Kian, 1997; Moghadam, 1988; Paidar, 1995; Shahidian, 2002). This study does not aim to provide a historical analysis of the state gender policies that altered life experiences of Iranian women post-revolution; its purpose is rather to scrutinize the nexus between the state ideology and gendered policies in sporting domain.

1 For a discussion of women's spontaneous response to Islamization, see Paidar 1995, p. 234-256

2 For an elaboration of the Family Protection Law see Hinchcliffe, 1968

3 For an elaboration of polygamy and *sigheh* see Afshar, 1987, p. 78-82

4 For a discussion of political Islamism (also classified as Islamic fundamentalism) see Akbarzadeh, 2012

The paper contributes to the existing body of knowledge by critically reflecting on the condition of those Iranian women who are not content with the gender policies of their clerical regime and have been challenging and resisting social and political restrictions both within and outside of the sporting domain. These women are not few in number but their voices, images and opinions have been greatly repressed by the Islamic republic.

Ironically, in an attempt to avoid an Orientalist representation, some (sport) scholars in the West have also overlooked the experiences of these women (see e.g., Benn, Pfister, & Jawad, 2010; Ratna & Farooq Samie, 2018). Mahmoud Arghavan (2018) accurately criticizes some postcolonial scholars who in their attempt to construct an 'Other' to the 'Orientalist' account produce another 'Other' to the West, which is just as inaccurate. This notion, which is referred to 'Postcolonial Orientalism' (Lowe, 1991), has misled many postcolonial/postmodern feminist intellectuals - especially those conducting research about the Middle East - away from criticism of local institutions and political forces (Abu-Lughod, 2001; Moghissi, 1999). It begs the question whether demanding to have control over one's own body and the choice of clothing - as advocated by (postcolonial) feminists in the West - as well as the right to enter stadiums is something extraneous to Iranian women living inside Iran.

1. State's Politics and Women's Sport

State control includes 'the ways in which the state apparatus regulates people's behavior in order to produce conformity with social and political norms, and thereby maintain social order' (Golkar, 2015, p.7). Every state utilizes a combination of different 'hard-line' and 'soft-line' modes to maintain socio-political control in their territories (Innes, 2003). However, hard-line techniques such as coercive methods are predominantly used by authoritarian regimes as they countervail any threat more effectively in the short term. In the long term, soft-line methods such as propaganda and surveillance are favored as they are more efficient and less costly (Golkar, 2015). I shall describe the regulatory mechanisms used by states in detail in the next part. Prior to that, within this section, the focus is on the interplay between sport, politics and gender discussed in literature.

In the context of sport, Houlihan (1994, p.12) identifies three overlapping aspects of the relationship between sport and political ideology: sport as an element in a repressive ideology, sport as a reflection of the prevailing ideology, and sport as a source of counter-ideology. Although sport and sporting events are claimed to provide easily accessible loci for the state's ideological manipulations (Houlihan, 1994, 2000; Cantelon & Gruneau 1982; Hargreaves, 1985), they might also become potential sources of tension and opposition within a state (Houlihan, 1994). In the Iranian context, Fozooni (2004) investigates how football became a site of social contestation where "mullah-bourgeoisie's inability to control and discipline crowds is indicative of a more general loss of authority throughout Iranian society" (see also Bromberger, 2010).

Focusing on women and sport, Birrell and Theberge (1994a) analyze the way through which sport serves to promote traditional gender roles that privilege men over women and result in women's subordination. In various socio-cultural and political contexts, the control of women's bodies has been one of the principal mechanisms of domination. Historically, sport has been a site to exert

control over women through control of their bodies (Birrell & Theberge, 1994b; Hargreaves, 1994, 2000; Messner, 1988; Theberge, 1991). In *Physical culture, power, and the body*, Jennifer Hargreaves (2007, p. 74) investigates the interrelationship between Islam, politics, patriarchy, and Muslim women's bodies in the Middle East:

The bodies of Muslim women in sport are experienced and mediated through different ideological interpretation of Islam, within the particular political arrangements of specific countries, and in ways that are penetrated to various extents by patriarchal relations of power and control.

By focusing on the case of Iran, Hargreaves (2000, p. 61) identifies that despite the restrictions facing women in Iran, "Iranian women have been freeing themselves *for sport*" (see also Afzali, 2015).

Given a short description of the relevant literature, this study seeks to answer the following questions:

1. How has the Iranian state's control and domination been exerted over elite female athletes and fans?
2. How have gender policies of the Iranian regime such as compulsory veiling and the misogynistic conducts been challenged and resisted in sporting spheres?

2. Theoretical Framework: Feminist Cultural Studies

Critical perspectives, including feminist cultural studies (Cole, 1993) provide a basis to identify the ways through which gendered power relations are produced, reproduced and challenged within society (Birrell, 2000). These relations of power are not stable and steady but rather constantly contested. From this perspective, sport is a cultural practice that is 'embedded in and constituent of socio-political forces of culture' (Birrell & Theberge, 1994c, 326). Sport is not only a site for the reproduction of relations of dominance and subordination, but it may serve as a site for resistance and transformation of those relations (Birrell & Theberge, 1994a).

Feminist cultural studies was generated at the intersection of British cultural studies, socialist-feminist theory and the work of Michel Foucault (Cole, 1993). The field of cultural studies is influenced, among others, by Gramsci's theory of hegemony. Gramsci theorizes that the power of the ruling class in society is exercised by a combination of coercion and more importantly by ideology (Gramsci, 1971). In the domain of 'political society', the state's apparatuses such as the armed forces, police, law, courts and prisons function dominantly by violence and repression and secondarily by ideology. Contrarily, ideological apparatuses including the media, the educational system and the religious institutions function within the domain of 'civil society' to reproduce cultural hegemony through producing consent (Gramsci, 1971). Hegemony, as Buttigieg (1995, p. 7) notes, 'depends on consent (as opposed to coercion), but consent is not the spontaneous outcome of 'free choice', consent is manufactured, albeit through extremely complex mediums, diverse institutions, and constantly changing processes'.

Feminist scholars have been critical of the marginalization of the patriarchal structure of culture from the theories of cultural studies and have suggested that a combination of feminism and cultural

studies is required (Hargreaves & MacDonald, 2000). As (Hall, 1996), p. 34 states, 'increasingly, and primarily in the United States, it is suggested that the theoretical underpinnings of a truly radical, gendered (and non-radicalized) theory of sport lie in the combination of feminism and cultural studies'.

Let me now draw on Foucault's notion of 'disciplinary power' as 'one of the great inventions of bourgeois society' (Foucault, 1991, p. 105) and its influences on the body for the purpose of this study. In *Discipline and Punish* (1991), Foucault explains how the implementation of physical punishments was reduced by the beginning of the nineteenth century and transformed to a subtle form of disciplinary power that focused on the control and regulation of bodies by means of surveillance to produce 'docile' bodies. The disciplinary techniques as described by Foucault objectify bodies and make them targets of power. The body is 'directly involved in a political field; power relations have an immediate hold upon it; they invest it; mark it, train it, torture it, force it to carry out tasks, to perform ceremonies, to emit signs' (Foucault, 1991, p. 25).

It should be noted that to conceptualize power in this study, the author predominantly draw on Gramsci's theory and have only sparingly used the Foucauldian notion of disciplinary power. Sharing the same perspective with Babak Fozooni⁵ (2006), she identifies the limitations of Foucault's analysis in engaging sufficiently with the socio-political context in the Middle East. Those limitations possibly derive from the fact that his theories developed out of European historical and socio-political norms (see e.g., Afary & Anderson, 2005).

Both Gramsci and Foucault, however, reject the view that power is fixed and remains unchanged in the hands of dominant groups; instead, they conceive it as an evolving process constantly challenged, resisted and sometimes transformed.

Resistance is the process whereby subordinated groups refuse to submit fully to their subordination by using different overt and/or covert strategies such as protest, opposition, rebellion, resilience, subversion etc. Clearly not every act of resistance is successful and/or transformative. In this regard, Birell and Theberge (1994a, p. 365) suggest that in order for us to fully understand the dialectical nature of the struggle for power, 'we must include terms that signal the power of dominant forces to "resist resistance" and recapture, recuperate, co-opt, buy out and incorporate the forces of rebellion and opposition'.

3. Reflecting the Role of the Researcher

The author is an Iranian sport sociologist who was born almost a decade after the Islamic revolution. She grew up in the post-revolutionary era in Iran in a gender-segregated and socially and legally discriminatory environment. Since her childhood, sport has been an inseparable element of her life.

⁵ Babak Fozooni in his book "*What is Critical Social Research?*" uses Marxist and Bakhtian theories combined sparingly with the Foucault's notion of *biopower* as a means of having a more nuanced socio-political analysis of Iranian social movements that take into account not just power relation in a normative, Foucauldian sense, but also classist challenges that are profoundly oppressive in the "fascist oriented" Islamic regime (Fozooni's personal communication as stated in Malamiry 2014)

She competed in numerous local, regional and national sports competitions before she became a member of the Iranian national fencing team partaking in an Asian and a World Cup Championship. Her engagement in sport has not been limited to participating in sports competitions as an athlete, but also being a fan. Hiding her female identity by cross-dressing to be able to accompany her male family members to enter stadiums and watch matches of her favorite football team is something she recalls from her teenage years. She identifies herself as a secular feminist who is critical of the gender policies of the Iranian state and strives for the advancement of women's rights.

Holding an insider position in this study has had the following advantages: 1) relatively easy access to a hard to reach and perilous field, 2) attending a training session of the national futsal team for an observation, 3) finding narrators through networking and conducting the interviews in an unmonitored environment (off the pitch and in training camps). This is particularly evident in the following statement of Sonia, who is one of the narrators in the following study:

Once some foreigners came to our training to interview us, they [football officials] gathered us together - I'll never forget - and told us: "Pay attention. You won't talk about the barriers and restrictions; you won't tell them about your financial difficulties". They admonished us. We had to lie. No one was allowed to talk about the difficulties or we would be in trouble.

Additionally, sharing multiple commonalities with the narrators led to the formation of a trusting environment during the interviews. It was particularly surprising to see the extent of information given by the narrators about some precarious socio-political and cultural topics. It signified their trust.

4. Methods

In this study, the critically oriented and transdisciplinary approach of cultural studies is applied. The qualitative data analysis is characterized by the theoretical and empirical examination of the relationship between experiences, practices and cultural texts in the context under investigation (Winter, 2013).

To reveal the dominant ideology and the state's gender policies, the legislations that directly or indirectly hinder either elite female athletes or fans in Iran were scrutinized. Additionally, two political statements⁶ of the Supreme Leader Ayatollah Khamenei (taken from his official website) were analyzed.

Texts and images on two selected billboards installed by municipalities throughout the cities in Iran exemplify the ways through which the state practices hegemony. Although the content of the billboards was not particularly sport-related, based on the theoretical framework (manufacturing consent in civil society), it was assumed that they were critical sources to illustrate the gender ideology of the state. The aforementioned set of data was analyzed by employing a critical discourse analysis (Van Dijk, 1993) and a propaganda analysis (Jowett & O'Donnell, 2012).

⁶ The statements were translated from Persian to English by the author

Life history interviews with three national female athletes as well as the observation of a training session of the Iranian national female futsal team serve as additional sources. The interviews were originally conducted for a broader study exploring the case of Iranian female football and futsal players. They focus on the ways through which the players become involved in a traditionally male sport in a patriarchal society and their opportunities and barriers in an Islamic country. The life history method (Bertaux, 1981) provided opportunities for the athletes to talk about their lived experiences over time.

Moreover, three interviews with three national female football and futsal players over an extended period of two years in Iran (2013 and 2014) were conducted. The players were recruited through networking. Those who have had an experience of playing on the national team were recruited based on availability and their willingness to participate in this study. The interviews were conducted in Persian, recorded by using a voice recorder, transcribed and translated to English. Due to the shortage of time and the busy schedules of the players, they were limited to one session per interviewee and each one lasted 120-150 minutes. The interviews were thematically analyzed within the constructionist paradigm. Since the analysis was intended to go beyond the semantic content of the data and identify the underlying ideas and socio-cultural context that enabled the interviewees' narratives, a latent form of thematic analysis was adopted (Braun & Clarke, 2006).

In accordance with the ethical principles, anonymity was promised prior to each interview and pseudonyms were employed. The highly critical and sensitive nature of the study requires the author to be extremely cautious in dealing with the narratives and in reporting the findings. In order to protect the safety of the narrators and minimize the risk of revealing identities, the author had to decide how much of their stories can be delineated. This issue limits the final reporting and the presentation of the findings in some parts.

As mentioned, the author was permitted to attend a training session of the national women's futsal team in Tehran after almost four weeks of constant communication and a few meetings with authorities in the Football Federation Islamic Republic of Iran (F.F.I.R.I.). The real nature of the study was not communicated, knowing that this would deny the author's access to the training. Despite the researcher's familiarity with the socio-cultural and political characteristics of the context under investigation, the direct observation of the training session of the national team - even for a few hours - verified some parts of the players' accounts.

During the training, it was not possible to take a photo nor record a video since that would have required an official permission from the Ministry of Culture and Islamic Guidance. Moreover, it was not allowed to ask the players any questions. The coaches and trainers were informed about the presence of the researcher. However, the moral guard (known as *herasat*), wearing a black *chador* (open cloak), sitting very close to the researcher and surveilling every single move, was obviously not. To avoid potential trouble, the field notes were written in English. The head coach was asked only one question: why are the players wearing Islamic sportswear despite the absence of men in the sport hall. She answered that they have to play with it to get used to it.

To scrutinize the nature of contestation and resistance, virtual social spaces such as Instagram and Twitter were analyzed. As a growing body of scholarship indicates, social networking sites have

provided democratic spaces for an expression of diverse opinions of ordinary Iranian citizens - particularly women - and tools for Iranian feminist activists to communicate and disseminate information about various social, cultural and legal issues (Ghytanchi & Moghadam, 2014; Shirazi, 2013; Tahmasebi-Birgani, 2017). Data were mainly gathered from the following two online campaigns: 'My Stealthy Freedom' on Facebook, Twitter and Instagram as well as 'Open Stadiums' on Twitter. 'My Stealthy Freedom', with over two million Instagram followers at the time of this study, is one of the most popular Iranian campaigns on social media. It aims to mobilize public opinions about diverse social and political issues such as women's rights, hijab, the female body as well as the rights and barriers of minorities in Iran. 'Open Stadiums' is another campaign that advocates the right of Iranian women to enter stadiums. It is worth mentioning that both Facebook and Twitter have been filtered by the IRI, requiring users to use illegal anti-filter software to circumvent the country's firewall.

The analysis of the virtual social spaces was conducted between January 2018 and February 2021.

5. Findings and Discussion

Drawing on the theoretical framework of the study, in the following section the coercive and ideological means of control used by the IRI over women and the ways in which women have contested the IRI discriminatory policies and commands in the sporting domain are elucidated.

5.1 Coercive Control and Resistance

Discriminatory laws and policies

Various inegalitarian edicts curtail the legal and social position of female athletes and fans. Within this section, two misogynistic regulations that have made headlines in the sphere of women's sport in the last decades in Iran will be scrutinized. Section Three of Article 18 of the Passport Law, which requires married women to obtain their husband's permission to be able to apply for a passport and travel abroad, restrained the captain of the Iranian women's futsal team, Niloufar Ardalan, from joining the Asian Football Confederation (AFC) Futsal Championship that was held in Malaysia in 2015. In an interview with Nasim Online News Agency, Ardalan said:

This is the first time such Asian Championships have been held and I had participated in all training camps of the national team. But I will miss the tournament because my husband is opposed to me traveling abroad (quoted in Kamali Dehghan, 2015b).

The Iranian team went on to win the Championship without her. The same year, her husband prevented her for the second time from accompanying the national team – this time in the Futsal World Cup in Guatemala.

Following the news, to show solidarity with Ardalan and oppose the sexist legislation, the hashtag #WeAreAllNiloufarArdalan was shared on social media so many times that it attracted wide publicity until the Attorney General was required to take charge of the case after appealed. Ardalan finally received a single exit permit from judiciary to join and travel with the national team to the Futsal

World Cup. However, to date, this discriminatory rule has remained unchanged, restricting other women in sporting domain like Samira Zargari, the coach of Iranian women's Alpine skiing team who was barred recently by her husband from traveling to Italy for the world skiing championships (Giuffrida, 2021).

Barring Iranian women from attending stadiums to watch men's sporting competitions is probably the most striking example of the state's male chauvinistic proclamations. Since 1979, female fans have been banned from football stadiums. Following the international recognition of the Iranian volleyball team, women's presence at volleyball stadiums has also been prohibited. Here it should be mentioned that this prohibition only applies to Iranian women; foreign women are allowed to enter stadiums in Iran. Even though there is no legal prohibition for Iranian female spectators to attend stadiums, they have been barred from doing so by the state's authorities and authorized Islamic clergymen on the grounds that there is a high risk of violence or verbal abuse against women. For example, Grand Ayatollah Makarem-Shirazi - a *Shia marja*⁷ and a religious leader - stated that 'everyone can easily watch live sporting events on television at home. Why is it necessary for women and families to go to the unsafe environment of the stadiums? Why even propound such a minor issue to distress the society?' (*The Islamic clerics' opposition*, 2006).

Despite the best efforts of the regime in the last four decades since the Islamic revolution, Iranian female spectators and women's right activists have constantly resisted the ban. They have implemented different strategies ranging from individual acts of resistance such as disguising as men to sneak into stadiums and publicly sharing their success or failure stories on social media (see Mohammadi, 2020) to more collective and public oppositions including organizing online campaigns like Open Stadiums (see also Afzali, 2015), holding peaceful protests in front of the stadiums during the major matches of the national teams or before derbies in Tehran, launching petitions and urging international sporting bodies such as the Fédération Internationale de Football Association (FIFA) and the Fédération Internationale de Volleyball (FIVB) to adhere to their anti-discrimination policies and put pressure on the IRI to end gender discrimination and lift the ban on women (Mohammadi, 2020).

This unabating endeavor of female fans and women's rights campaigners has finally paid off in 2018, when some women were permitted to enter the Azadi (lit. freedom) Stadium, the country's largest stadium in Tehran with a capacity of 100.000. For the Asian Champions League final football match between Perspolis and Japan's Kashima Antlers, roughly 500 women - mostly the family members of the players and authorities as well as some journalists - joined the crowd of 80.000 in Azadi and watched the game from inside the stadium while many others still remained behind closed doors. This was repeated another time for the friendly match between Iran and Bolivia in October 2018. Around 100 women watched the game live in Azadi in the presence of the FIFA president, Gianni Infantino. Alas, this partial allocation of the stadium's seats to Iranian women turned out to be only temporary, as the ban was never lifted ever since⁸.

7 The highest level Shia authority to make legal decisions within the confines of Islamic law in the Islamic Republic

8 For a comprehensive discussion of state control and the contestation of Iranian women spectators see Mohammadi, 2020

Debarment and detention

When softer (ideological) modes of control are not successful, detention and debarment are the alternatives for suppressing non-conformist women. In the sporting context, this can be exemplified by the temporary detention of female fans who disguise as men to sneak into stadiums or the case of Ghoncheh Ghavami, a young British-Iranian woman who was arrested outside Azadi stadium in Tehran in summer 2014 while participating in a protest against the stadiums' ban and attempting to watch Iran's volleyball match in the stadium alongside men. She spent five months in prison and was finally released on bail (Kamali Dehghan, 2015a). Although she was initially accused of rejecting the customary ban on women's presence in stadiums, Mohseni-Ejei, a spokesman for the judiciary, later stated that her detention had nothing to do with volleyball and that she was being charged with 'propaganda against the regime' and her relationship with a seditionist group. Faezeh Rafsanjani, the daughter of former president Hashemi Rafsanjani, an Islamic feminist and the main figure in advancing women's sport after the Islamic revolution in Iran, explained that "the word sedition is now a pretext for repression of all those who reject the rule of the conservatives in Iran" (quoted in Alexander & Vahdat, 2014).

The case of Shiva Amini, a former national futsal player who was disqualified from the national team and any further activity governed by F.F.I.R.I., provides a vivid example of the obsession of the regime to exert control over female (athlete) bodies. She published photos on her private Instagram account of her playing a friendly match outside Iran with a group of boys in shorts and without the compulsory veil. In an interview with Masih Alinejad, the founder and director of 'My Stealthy Freedom' campaign, Shiva says:

... we have tolerated many difficulties and restrictions just because we love sport and want to be successful and bring national pride. But, for the sport authorities, veil carries greater importance than sporting achievements and championships. They control even our private life.⁹

5.2 Ideological Control and Resistance

Propaganda

One way to promote an ideology and maintain sovereignty is through propaganda. Propaganda is associated with the control of public discourse and information flow (Jowett and O'Donnell, 2012). The IRI has implemented a variety of methods to shape people's perceptions and manipulate their minds to promote its ideology and impose conformity.

In women's sport, as in other social spheres, the IRI has frequently censored, marginalized and excluded opposing voices and perspectives in the media and in public. The unequal opportunities to access public discourse and communication (Van Dijk, 1993) can be illustrated by Nahid's account when she talks about the absence of space for antithetical voices and viewpoints in the state's media: 'Officials have never reflected the reality of women's football, and we don't dare say anything. They have always been threatening us with exclusion from the team if anyone would speak up'.

⁹ Masih, Alinejad (@Masih.alinejad). 2017. Instagram Post. <https://goo.gl/wczuwt>

The periodical mobilization of the radical groups of Ansar-e Hezbollah and Basij¹⁰ is another strategy of the state to demonstrate its popularity and propagate its ideology. In the sporting realm, this can be illustrated by the public protests of the hardliners of Ansar-e Hezbollah as a reaction to the probable presence of female spectators in the stadium during the volleyball matches of the national men's team in Tehran in 2015. Due to pressure from FIVB to lift the ban on women's presence in stadiums, as well as the attempts of many feminist activists, Iranian female spectators have been promised that they will be allowed to watch volleyball matches from the stands; a decision that gave rise to a harsh response from hardliners. Ansar-e Hezbollah distributed leaflets and text messages calling for their supporters to prevent women from entering the stadium: "We are taking a stand against legalizing the presence of prostitutes ... in the stadiums" (Rahimpour, 2015).

With the control and censorship of the broadcast, print and outdoor media of the country, social media has increasingly been used for the relatively free exchange of information, mainly by the younger population. Campaigns like 'My Stealthy Freedom' and 'Open Stadiums' have become spaces for dissent for Iranian women in which "unspoken riposte, stifled anger and bitten tongues created by relations of domination find a vehement, full-throated expression" (Scott, 1990, p. 120).

Among hundreds of posted photos and videos on the pages of those campaigns - mostly from inside the country - some address and criticize the discrimination and restrictions in a sporting context. In the comment section of each post, one can find the resistance of Iranian women (and men) in a collective form. These virtual public spaces are of utmost importance because they reveal the move from 'the individual resisting subject - an abstract fiction - to the socialization of resistance practices and discourses (Scott, 1990, p. 118). In her study of *Social Media as a Site of Transformative Politics: Iranian Women's Online Contestations* Tahmasebi-Birgani (2017, p. 189) explains how women's images without veil, their posts and comments on the media outlets of *My Stealthy Freedom* speak of 'alternative Iranian subjectivities' by contesting "the unitary notion of femininity that has been the hegemonic representation of Iranian women in postrevolutionary Iran".

As far as resistance in the sporting domain, by virtue of these online public spaces, Iranian fans have been able to convey their messages to international sporting bodies like FIFA and FIVB, calling them for support and requiring them to take action on the issue (Mohammadi, 2020). Furthermore, the effort of the regime to control and shut down these online social spaces with the establishment of the Iran's Cyber Police (FATA) testifies to their magnitude.

Billboards and banners installed by the municipalities throughout the cities in Iran have been extensively used as propaganda tools of the regime. To promote veiling, women have been implicitly portrayed on billboards as objects such as chocolate or nuts that are protected as long as they have a cover or shell around them. Presenting an image of an unwrapped chocolate attacked by flies and pairing it with the slogan 'veiling is security' or a shell with a pearl in its heart and the slogan "my daughter, this is a fact: the most precious things in the world have the firmest cover around them" are examples of the endeavor of the state to shape perceptions of girls and women and control their bodies, minds and actions.

10 For a discussion of Basij and Ansar-e Hezbollah groups see Golkar, 2015 and Rubin, 2001

In the official discourse of the state, women are represented as guardians of Islamic virtue and the moral health of society, as seen in the statement of Supreme Leader Ayatollah Khamenei from the meeting with the sport administrators and executives of the country:

In the realm of women's sport, Islamic boundaries [*hudud*] must be precisely observed. The Islamic boundaries are not personalized. Everything must be according to the legislation and the juridical ideas of the leader. Flaunting is prohibited in women's sport because if a society becomes a place for women to flaunt, serious social issues such as those related to family, moral health, modesty and the chastity of the youth will be damaged (The meeting with the sport administrators, 1996).

Additionally, the political Islamists have frequently accentuated the reproductive role of women, their duties to the family as mothers and wives, and have sought to limit the mobility of women and to exclude them from society. For example, following the victories of some female athletes at the 2014 Asian Games, Grand Ayatollah Javadi-e Amoli - a *marja'* and a conservative politician as well as an Islamic scholar - made innuendos about the karate medal winner Hamideh Abassali:

We incorrectly assume that the integrity of a woman is signified by stretching a leg, hitting someone and gaining a medal for us! The integrity of a woman is signified by her becoming a mother and nurturing her child (BK, 2014).

While the political Islamists foreground the modesty and piety of women and their reproductive role in the society, there is also a dual approach of the state towards women's sport at an elite level. Due to the high level of media attention, the state is well aware of the significance of international sporting events. Such high-profile events have become ideal platforms for the expression and promotion of the state's ideology and principles. The IRI takes advantage of the participation of female athletes at international sporting events and their potential victories to propagate the Islamic hijab, not only domestically but also internationally. Another statement by Ayatollah Khamenei from a meeting with Iranian Olympic and Paralympic champions as an example:

... a champion publicizes with her morality and adherence to religion [Islam]. It is really important and fantastic that our female athletes participate in sport with the hijab. I do not know if the executives have a genuine evaluation of this fact or not. In one European country, a woman was stabbed to death in a court and in front of the judge just because of her hijab! They are shameless. At universities, stadiums, parks and in the streets, they harass women with a hijab with the support of a fabricated law. Under such conditions, in such countries, a woman with a hijab has become a champion and has required everyone to honor her. Is it insignificant? Is it pointless? It is superb. We must truly admire our female athletes who take part in international sporting events with the hijab and dignity (Statements in the meeting with Olympic and Paralympic champions 2013).

However, the narratives of the players reveal their discontent with the compulsory Islamic dress code and their desire to compete without it. Nahid says:

It's really hard to play with a hijab. You might get used to it but your body can't function properly. You are limited. We have to wear leggings and loose trousers on top of them with a long-sleeved loose jersey plus a head cover. Sometimes though, in the trainings, some players make their jerseys tighter and roll up their sleeves - only in the trainings. It's not possible to do so in the competitions.

Neda claims a similar point as Shiva Amini concerning the authorities' view on female football and futsal players' dress code: "they don't really care about our performances; they told us several times 'the most important thing for us is your hijab. If you're not okay with it, don't join the national team'".

The examples of overt and public opposition of female elite athletes in the sporting domain are rare mainly due to the peril of retribution and exclusion from the national teams that is associated with such dissents. The rebellious actions of the former national chess players, Dorsa Derakhshani and Mitra Hejazipour and the first female Iranian boxer after the Islamic Revolution, Sadaf Khadem, who defied the customary Islamic dress-code laws and competed in the international sporting events, are the boldest of such oppositions of the Iranian female elite athletes in the public realm. Following their resistance, Derakhshani and Hejazipour were debarred from the national team (Payne, 2017) and Khadem canceled her return to Iran after an arrest warrant was issued by the IRI ("Boxer Sadaf Khadem cancels return to Iran," 2019). Mitra Hejazipour in an Instagram post denounced the compulsory hijab stating that: it is "a clear symbol of an ideology in which women are the second sex. It creates numerous restrictions for women and deprive them from their basic rights. Is this protection? I say certainly not! It is purely and solely a limitation¹¹."

Similar to Mitra, Iran's only female Olympic medalist, Kimiya Alizadeh, who recently sought asylum to Germany also used social media to share her perspective on mandatory hijab and gender-based restrictions. She explained why she had to leave Iran. In an Instagram post, she described herself as following:

I'm one of millions of oppressed women in Iran...I wore what they [authorities] told me to wear. I repeated what they ordered me to say. They used my medals to propagate the Islamic hijab. I wasn't important for them. None of us are! We are only their instruments...¹²

Despite the gender discrimination, restrictions and trivialization imposed by the Islamic regime on Iranian female athletes, their persistence, participation and success at continental and international level as well as Olympic Games are indeed the manifestation of resistance to an ideology that has relentlessly tried to restrict and instrumentalize women and deprive them from their fundamental rights.

Surveillance

State surveillance is exercised by appointing at least one Islamic morality patrol, known as a *harasat* guard, who always accompany men and women's national sports teams. *Harasat* guards, as agents of disciplinary power of the state, are recruited and assigned to preserve political order in each institution. 'Hierarchical observation' is defined by Foucault (1991, p. 170) as an instrument which helps to transform people into the 'object of knowledge' so that they can be more efficiently controlled and shaped. Since surveillance is hard to be implemented with a single pair of disciplinary eyes to gaze on the actions of everyone, there is a need for a series of supporting eyes to contribute to the process (Markula & Pringle, 2006).

11 Hejazipour, Mitra (Mitrahejazipour). 2020. Instagram Post. <https://bit.ly/3qMt9AO>

12 Alizadeh, Kimiya (Kimiya.Alizadeh). 2020. Instagram Post. <https://bit.ly/3dIF3Gm>

In sporting sphere, female *harasat* guards are the surveillance agents of the 'Harasat Office' of the Ministry of Sport and Youth and have the responsibility of monitoring the behaviors of female athletes and coaches, controlling their bodies and protecting their chastity. They might penalize anything that is viewed - religiously and legally - as non-compliant. Indecent dress code, loose hijab, 'immodest' behavior as well as physical contact with the opposite sex - including shaking hands with referees at international competitions - are prohibited and condemned by female *harasat* guards. The presence of a *harasat* guard during the training of the national futsal team, which was briefly pointed out above, is attested by Neda's statement:

They always accompany us on our trips. They are even present at our national tournaments. Even at our training camps, at our dormitory. They watch us and tell us what we may and may not do. We wear headbands and put on a hijab, even a single strand of our hair must not be obvious. I don't know how to explain, it's like slavery. We are both physically and mentally under pressure.

In the process of manufacturing consent and ideological control, propaganda and surveillance are complementary. Propaganda imparts dominant beliefs, surveillance polices them (Yeo, 2010). However, different forms of resistance of Iranian fans and athletes in the sporting domain are indicators of what Cole and Birrell (1986, p. 24) called a 'leaky hegemony' or the impotence of the state to exercise total control over women.

6. Conclusion

This study is an attempt to critically reflect and address the situation of Iranian women who are vastly under-represented in the official discourses of their clerical regime, in both sporting context and elsewhere.

By drawing on feminist cultural studies, the paper examines the interrelationship between state ideology and gender policies in the sporting domain. It investigates the ways in which sport operates as a favorable area for the Iranian state to enforce its gender ideology, while also providing agents of resistance, a site whereby female fans, elite athletes and women's rights activists contest the oppressive gender relations and practices.

The findings suggest that the Islamic regime perpetuates social control, exerting its power over women by using a series of coercive and ideological means to fulfil its objectives. Discriminatory edicts against women, the debarment of elite female athletes and detainment of female fans are all powerful examples of the regime's coercive tactics. Propaganda, monopoly of the media and communication sources as well as disciplinary surveillance are additional means through which the state seeks to manufacture consent, distort information, manipulate cognition and tries to reproduce hegemony. Mobilizing radical groups and imposing further restrictions on female nonconformists facilitate the state's ability to falsify a sense of popularity of its principles.

The study indicates that sport has also become a site of contestation for Iranian women to oppose and resist the regime's patriarchal relations of domination, demand gender equity and strive for reform both individually and collectively.

While there are only a few examples of public opposition of elite female Iranian athletes mainly due to the risk of exclusion from the national team, female fans have been active agents for change for many years. In the absence of free and democratic public spaces for negotiation of their rights, Iranian women - and men - have increasingly used social media and online campaigns as enabling platforms to partake in a communication discourse, raise awareness, practice democracy, mobilize masses and to protest against social injustice.

Photos, videos and personal testimonies on the social media pages of campaigns like 'Open Stadiums' and 'My Stealthy Freedom' of women sneaking into stadiums disguised as men, organizing peaceful protests in front of the stadiums, launching petitions and delivering them to the international sporting bodies like FIFA and FIVB are striking examples of a lengthy struggle against the misogynistic ideology of the Islamic regime in the sporting domain.

References

- Abu-Lughod, L. (2001). Orientalism and Middle East feminist studies. *Feminist Studies*, 27(1), 101–113. <https://doi.org/10.2307/3178451>
- Afary, J., & Anderson, K. (2005). *Foucault and the Iranian Revolution: Gender and seduction of Islamism*. The University of Chicago Press.
- Afshar, H. (1987). Women, marriage and the state in Iran. In H. Afshar (Ed.), *Women, state and ideology: Studies from Africa and Asia*. The Macmillan Press LTD.
- Afzali, N. (2015). Iranian women campaign to be football spectators. In H. Hoodfar (Ed.), *Women's sport as politics in Muslim contexts*. Women Living Under Muslim Laws.
- Akbarzadeh, S. (Ed.). (2012). *Routledge handbook of political Islam*. Routledge.
- Alexander, H., & Vahdat, A. (2014, November 18). Ghoncheh Ghavami's imprisonment "nothing to do with volleyball". *The Telegraph*. <https://www.telegraph.co.uk/news/worldnews/middleeast/iran/11238135/Ghoncheh-Ghavamis-imprisonment-nothing-to-do-with-volleyball.html>
- Arghavan, M. (2018). The dilemma of Postcolonial and/or Orientalist feminsim in Iranian diasporic advocacy of omen's rights in homeland. In T. Keskin (Ed.), *Middle East studies after September 11*. Brill.
- Benn, T., Pfister, G., & Jawad, H. (Eds.). (2010). *Muslim women and sport*. Routledge.
- Bertaux, D. (Ed.). (1981). *Biography and society: The life history approach in the social science*. SAGE.
- Birrell, S. (2000). Feminist theories for sport. In J. Coakley & E. Dunning (Eds.), *Handbook of Sport Studies* (pp. 61–76). SAGE.
- Birrell, S., & Theberge, N. (1994a). Feminist resistance and transformation in sport. In M. Costa & S. Guthrie (Eds.), *Women and sport: Interdisciplinary perspectives* (pp. 361–379). Human Kinetics.
- Birrell, S., & Theberge, N. (1994b). Ideological control of women in sport. In M. Costa & S. Guthrie (Eds.), *Women and sport: Interdisciplinary perspectives* (pp. 341–359). Human Kinetics.
- Birrell, S., & Theberge, N. (1994c). Structural constraints facing women in sport. In M. Costa & S. Guthrie (Eds.), *Women and sport: Interdisciplinary perspectives* (pp. 331–340). Human Kinetics.

- BK. (2014). Javadie-e Amoli: "Integrity of a woman is not signified by stretching a leg, hitting someone and gaining a medal." *Deutsche Welle*. <https://goo.gl/vLHxvi>
- Boxer Sadaf Khadem cancels return to Iran after arrest warrant issued. (2019, April 17). *The Guardian*. <https://bit.ly/2UpXHf5>
- Braun, V., & Clarke, V. (2006). Using thematic analysis in psychology. *Qualitative Research in Psychology*, 3(2), 77–101. <https://doi.org/10.1191/1478088706qp063oa>
- Bromberger, C. (2010). Sport, football and masculine identity. In S. Frank & S. Steets (Eds.), *Stadium worlds: Football, space and built environment*. Routledge.
- Buttigieg, A. J. (1995). Gramsci and civil society. *Boundary 2*, 22(3).
- Cantelon, H., & Gruneau, R. (Eds.). (1982). *Sport, culture and modern state*. Toronto University Press.
- Chehabi, H. E. (2002). The juggernaut of globalization: Sport and modernization in Iran. In A. Mangan & F. Hong (Eds.), *Sport in Asian society: Past and present* (pp. 225–239). F. Cass.
- Cole, C. L. (1993). Resisting the canon: Feminist cultural studies, sport, and technologies of the body. *Journal of Sport and Social Issues*, 17(71), 77–97.
- Cole, C. L., & Birrell, S. (1986). *Resisting the canon: Feminist cultural studies*. North American Society for the Sociology of Sport, Edmonton, AB.
- Esfandiari, H. (1997). *Reconstructed lives: Women and Iran's Islamic revolution*. Woodrow Wilson Center Press.
- Foucault, M. (1991). *Discipline and punish: The birth of the prison*. Penguin Books.
- Fozooni, B. (2004). Religion, politics and class: Conflict and contestation in the development of football in Iran. *Soccer & Society*, 5(3), 356–370.
- Ghytanchi, E., & Moghadam, V. (2014). Women, social protests, and the new media activism in the Middle East and North Africa. *International Review of Modern Sociology*, 40(1), 1–26.
- Giuffrida, A. (2021). *Iranian women's ski coach barred from going to world championships by husband*. <https://www.theguardian.com/world/2021/feb/18/iranian-womens-ski-coach-barred-from-going-to-world-championships-by-husband>
- Golkar, S. (2015). *Captive society: The Basij militia and social control in Iran*. Woodrow Wilson Center Press.
- Gramsci, A. (1971). *Selections from the prison notebooks* (Q. Hoare & G. Nowell Smith, Eds.). International Publishers.
- Hall, A. (1996). *Feminism and sporting bodies*. Human Kinetics.
- Hargreaves, J. (1994). *Sporting females: Critical issues in the history and sociology of women's sports*. Routledge.
- Hargreaves, J. (2000). *Heroines of sport: The politics of difference and identity*. Routledge.
- Hargreaves, J. (2007). Sport, Exercise, and the Female Muslim Body: Negotiating Islam, politics, and male power. In J. Hargreaves & P. Vertinsky (Eds.), *Physical Culture, Power, and the Body*. Routledge.
- Hargreaves, J. A. (1985). From social democracy to authoritarian populism: State intervention in sport and physical recreation in contemporary Britain. *Leisure Studies*, 4.
- Hargreaves, J., & MacDonald, I. (2000). Cultural studies and the sociology of sport. In J. Coakley & E. Dunning (Eds.), *Handbook of Sport Studies*. Sage.
- Hinchcliffe, D. (1968). The Iranian Family Protection Act. *The International and Comparative Law Quarterly*, 17(2), 516–521.

- Hoodfar, H. (Ed.). (2015). *Women's sport as politics in Muslim contexts*. Women Living Under Muslim Laws.
- Houlihan, B. (1994). *Sport and international politics*. Harvester Wheatsheaf.
- Houlihan, B. (2000). Politics and sport. In J. Coakley & E. Dunning (Eds.), *Handbook of sport studies* (pp. 213–227). Sage.
- Innes, M. (2003). *Understanding social control: Deviance, crime and social order*. Open University Press.
- Jowett, S. G., & O'Donnell, J. (Eds.). (2012). *Propaganda and persuasion* (5th ed.). Sage.
- Kamali Dehghan, S. (2015a, April 2). British-Iranian woman jailed over volleyball game sees charges dropped. *The Guardian*. <https://www.theguardian.com/world/2015/apr/02/british-iranian-goncheh-ghavami-jailed-volleyball-game-charges-dropped-iran>
- Kamali Dehghan, S. (2015b, September 16). Husband bars Iranian footballer from Asian championships. *The Guardian*. <https://goo.gl/kZP45w>
- Kian, A. (1997). Women and politics in post-Islamist Iran: The gender conscious drive to change. *British Society for Middle Eastern Studies*, 24(1), 75–96.
- Lowe, L. (1991). *Critical terrains: French and British Orientalisms*. Cornell University Press.
- Malamiry, M. (2014). Review of What is Critical Social Research? [Review of *Review of What is Critical Social Research?*, by B. Fozooni]. *Alternate Routes: A Journal of Critical Social Research*, 25, 323–326.
- Markula, P., & Pringle, R. (2006). *Foucault, sport and exercise: Power, knowledge and transforming self*. Routledge.
- Messner, M. (1988). Sports and male domination: The female athlete as contested ideological terrain. *Sociology of Sport Journal*, 5, 197–211.
- Moghadam, V. (1988). Women, work, and ideology in the Islamic Republic. *International Journal of Middle East Studies*, 20(2), 221–243.
- Moghadam, V. (2002). Islamic feminism and its Discontents: Toward a Resolution of the Debate. In *Gender, politics, and Islam*.
- Moghissi, H. (1994). *Populism and feminism in Iran: Women's struggle in a male-defined revolutionary movement*. St. Martin's Press.
- Mohammadi, M. (2007). Iranian women and the civil rights movement in Iran: Feminism interact. *Journal of International Women's Studies*, 9(1), 1–21.
- Mohammadi, S. (2020). State Control and the Online Contestation of Iranian Female Spectators and Activists. *Communication & Sport*, 8(4–5), 651–667. <https://doi.org/10.1177/2167479519893657>
- Paidar, P. (1995). *Women and the political process in twentieth-century Iran*. Cambridge University Press.
- Payne. (2017, February 21). Teenage Iranian chess master banned from national team for refusing to wear a headscarf. *The Washington Post*. <https://goo.gl/r1G6iL>
- Pfister, G. (2003). Women and sport in Iran: Keeping goal in the hijab? In I. Hartmann-Tewes & G. Pfister (Eds.), *Sport and women: Social issues in international perspective*. Routledge.
- Rahimpour, R. (2015). *Is Iran easing its ban on female sports spectators*. <https://www.bbc.com/news/world-middle-east-33180756>

- Ratna, A., & Farooq Samie, S. (Eds.). (2018). *Race, gender and sport: The politics of Ethnic "Other" girls and women*. Routledge.
- Rubin, M. (2001). *Into the shadows: Radical vigilantes in Khatami's Iran*. Washington Institute for Near East Policy.
- Scott, C. J. (1990). *Domination and the arts of resistance: Hidden transcripts*. Yale University Press.
- Sedghi, H. (2007). *Women and politics in Iran: Veiling, unveiling, revealing*. Cambridge University Press.
- Shahidian, H. (2002). *Women in Iran: Gender politics in the Islamic Republic*. Greenwood Press.
- Shirazi, F. (2013). Social media and the social movements in the Middle East and North Africa: A critical discourse analysis. *Information Technology and People*, 26(1), 28–49.
- Statements in the meeting with Olympic and Paralympic champions. (2013). *The Office of the Supreme Leader*. <https://goo.gl/sMaFBr>
- Tahmasebi-Birgani, V. (2017). Social media as a site of transformative politics: Iranian women online contestations. In P. Vahabzadeh (Ed.), *Iran's struggle for social justice* (pp. 181–198). Palgrave.
- „The Islamic clerics' opposition to the presence of women in stadiums.“. (2006). http://www.bbc.com/persian/iran/story/2006/04/060426_mf_footbal.shtml
- The meeting with the sport administrators and executives of the country*. (1996). The Office of the Supreme Leader. <https://goo.gl/mD1Jfz>
- Theberge, N. (1991). Reflections on the body in the sociology of sport. *Quest*, 43(2), 123–134. <https://doi.org/10.1080/00336297.1991.10484017>
- Tohidi, N. (1991). Gender and Islamic fundamentalism. In A. C. Mohanty, A. Russo, & L. Torres (Eds.), *Third world women and the politics of feminism*. Indiana University Press.
- Van Dijk, T. (1993). Principles of critical discourse analysis. *Discourse and Society*, 4(2), 249–283. <https://doi.org/10.1177/0957926593004002006>
- Winter, R. (2013). Cultural studies. In U. Flick (Ed.), *The Sage handbook of qualitative data analysis* (pp. 247–261). Sage.
- Yeo, M. (2010). Propaganda and surveillance in George Orwell's Nineteen Eighty-Four: Two sides of the same coin. *Global Media Journal*, 3(2), 49–66.

Dr. Shahrzad Mohammadi

Institut für Sport und Sportwissenschaft
 Universität Freiburg
 shahrzadm.1987@gmail.com

Die Herstellung devianter Männlichkeit im biopolitischen Medizindiskurs der Berliner Klinischen Wochenschrift während des Ersten Weltkrieges. Eine geschlechtergeschichtliche Analyse unter Zuhilfenahme von Blended Reading Verfahren

Ingo Pätzold

Dieser Aufsatz steht im Zusammenhang mit einem Vortrag, den der Autor im Februar 2021 auf der Konferenz „Digital Humanities and Gender History“¹ gehalten hat. Die Tagung verfolgte das Ziel, die Geschlechtergeschichte mit dem interdisziplinär ausgerichteten Feld der Digital Humanities in Verbindung zu bringen. In der Kombination beider Disziplinen wurden Anwendungsmöglichkeiten, Herausforderungen und Grenzen digitaler Methoden sowie Forschungsworkflows für geschlechtergeschichtliche Fragestellungen und Erkenntnisinteressen thematisiert und Fragen nach geschlechtergeschichtlichen Implikationen digitaler Methoden, Tools und Projekte gestellt.

In diesem Aufsatz soll anhand eines beispielhaften geschlechterhistorischen Narrativs aufgezeigt werden, dass eine Kombination beider Disziplinen produktive Ansätze für die Geschlechtergeschichte hervorbringen kann. Gegenstand der Untersuchung ist eine spezifische Quelle, die *Berliner Klinische Wochenschrift*, die im Zeitraum von 1864 bis 1921 erschienenen ist und als zeitgenössisches Dokument sowohl das Deutsche Kaiserreich, den Ersten Weltkrieg als auch den Beginn der Weimarer Republik umfasst. Kontextuell war die *Berliner Klinische Wochenschrift* in eine Zeit eingebettet, die vom Imperialismus, der Industrialisierung und von Kriegserfahrungen geprägt war. Für die hier vorliegende Untersuchung wird vor allem Letzteres relevant. Die Auswirkungen der modernen Kriegsführung auf die Soldaten des Ersten Weltkrieges waren verheerend: Neben Gesichts- und Körperverletzungen, fehlenden Gliedmaßen, Lähmungen und Schüttelanfällen litten viele Soldaten im Zusammenhang mit den Erfahrungen an der Kriegsfront unter psychischen Erkrankungen und anhaltenden Schockzuständen, die sich durch Weinen, Ruhelosigkeit, Schlafstörungen, Zittern, Krämpfen, wiederholtes Erbrechen, Sprachverlust oder Bewusstseinsstörungen äußerten. Aktuelle Forschungen zufolge waren mindestens 613.047 Soldaten des Ersten Weltkrieges von psychischen Erkrankungen infolge der Kampfaussetzungen betroffen.²

Seit ihrer Gründung 1864 richtete sich die *Berliner Klinische Wochenschrift* (kurz: BKW) sowohl an Forschende der Medizin als auch an praktizierende Ärzte. In der ersten Ausgabe der Zeitschrift beschreibt ihr erster Redakteur, Louis Posner, die kommunikative Funktion des Journals angesichts zunehmender Detailforschung wie folgt:

1 Das Tagesprogramm der Konferenz ist unter diesem Link verfügbar: <https://www.gw.uni-jena.de/digitalgenderhistory> [letzter Zugriff am 27.05.2021].

2 Vgl. Seidler, Günter/ Wagner, Frank/ Feldmann, Robert, Die Genese der Psychotramatologie. Eine neue Disziplin im Kanon der medizinischen Fächer, in: Trauma & Gewalt, Jg. 2, Bd. 3 (2008), S. 178-191, hier S. 179.

[In der Detailforschung, IP] liegt der Vorzug der heutigen Forschung und ihrer öffentlichen Organe – aber auch ihr Mangel. Denn Denjenigen, denen die Forschung als solche Lebensberuf ist, steht die große Zahl Derer gegenüber, welche die Aufgabe haben, die Wissenschaft ins Leben zu führen und auf die drängenden Fragen des praktischen Bedürfnisses zu antworten. Sie können nicht das Erz aus dem Schachte des Wissens heben und von den Schlacken reinigen helfen – sie brauchen die geprägte Münze, die sich verwerthen lässt – aber die ächte, und nur solche, deren Aechtheit sie selber prüfen können. Zwischen der theoretischen in sich ihren Zweck findenden Forschung und dem auf die Erfüllung des praktischen Bedürfnisses gerichteten Heilbestreben ist daher eine Kluft, welche überbrückt werden muss [...]³

Die *Berliner Klinische Wochenschrift* begegnet ihren Lesenden heutzutage allerdings nicht nur als wissenschaftsgeschichtliche Quelle, die von der zeitgenössischen Professionalisierung der Medizin und Psychologie zeugt, sondern auch – und dies versuche ich im Folgenden zu zeigen – als Quelle für körper- und geschlechtergeschichtliche Untersuchungen.

Da die Zeitschrift insgesamt über 73.000 Seiten umfasst, wurde das Korpus durch sogenannte OCR-Verfahren maschinenlesbar gemacht, um es für das methodische Vorgehen des *blended reading*⁴ vorzubereiten. Auf methodischer Ebene soll dementsprechend zunächst aufgezeigt werden, wie diese immense Datenmenge im Sinne eines *distant reading*⁵ zielgerichtet durch Visualisierungen auf Grundlage algorithmenbasiert ermittelter Worthäufigkeiten exploriert werden kann und wie sich aus der Exploration Fundstellen extrahieren lassen, die durch *close reading*⁶ Verfahren analysiert werden können. In Rückgriff auf Foucaults Konzept der Biopolitik wird anschließend auf inhaltlicher Ebene untersucht, inwiefern Ärzte im spezifischen Zeitraum während des Ersten Weltkrieges zu politischen Akteuren wurden, indem sie über Rentenzahlungen für körperlich und psychisch kriegsversehrte Soldaten entschieden. Im Zusammenhang mit ihrer Behandlung bewerteten Ärzte den Krankheitsstatus der Soldaten ebenso wie deren Männlichkeit. Diesen Sachverhalt nimmt der vorliegende Beitrag in den Fokus, um zu zeigen, dass Ärzte während des Ersten Weltkrieges als biopolitische Akteure auftraten und Formen devianter Männlichkeit, in Abgrenzung zur ‚gesunden‘, Norm, erzeugt haben.

Um das Funktionieren unserer Gesellschaft in all ihren Facetten zu sichern, hat der moderne Staat ein Interesse an der Verwaltung der gesamtgesellschaftlichen Gesundheit. Diese Form moderner Machtausübung bezeichnet Michel Foucault als Biopolitik. Er definiert sie als politische Strategie und Regulierungsmacht, die für moderne Gesellschaften typisch sei und ihre Existenz sichern solle.⁷ Biopolitik kann verstanden werden als ein „eigenständiges Regime der Macht, das auf unterschiedliche Techniken zurückgreifen kann, deren Ziel die Steigerung des Lebens durch eine

3 Vgl. Posner, Louis, Programm, in: *Berliner Klinische Wochenschrift* 1, 1 (1864), S. 1.

4 Stulpe, Alexander/ Lemke, Matthias, *Blended Reading. Theoretische und praktische Dimensionen der Analyse von Text und sozialer Wirklichkeit im Zeitalter der Digitalisierung*, in: Lemke, Matthias/ Wiedemann, Gregor, *Text Mining in den Sozialwissenschaften. Grundlagen und Anwendungen zwischen qualitativer und quantitativer Diskursanalyse*, Wiesbaden 2016, S. 17-61.

5 Moretti, Franco, *Distant Reading*. London/ New York 2013.

6 Vgl. Wenzel, Peter: *New Criticism*, in: Nünning, Ansgar (Hg.), *Grundbegriffe der Literaturtheorie*. Stuttgart/ Weimar 2004, S. 191-195, hier S. 193.

7 Vgl. Foucault, Michel, *Die Maschen der Macht*, in: Defert, Daniel/ Ewald, Francois (Hgg.): *Analytik der Macht*, Frankfurt a. M. 2005, S. 220-239.

besondere Form der Regulierung ist“⁸. Bei der Erzeugung biopolitischer Wirkmacht spielt nicht nur die Verwaltung und Regulierung von Lebensprozessen eine Rolle, sondern auch die Herstellung von Wissen über sie. Die Optimierung und die Produktivmachung des Lebendigen müssen als Wissensordnung zunächst angelegt werden, bevor sie als Macht in das Feld der politischen Tätigkeiten überführt werden können, wie Foucault betont.⁹ Das Konzept der Biopolitik ist dementsprechend eine geeignete Kategorie für die eine Diskursanalyse der *Berliner Klinische Wochenschrift*, die sich der Wissenschaftskommunikation und der Verbindung praktizierender und forschender Mediziner verpflichtet sieht.

Im Folgenden möchte ich mich in mehreren Schritten dem Diskurs über psychisch und körperlich versehrte Soldaten nähern, den Ärzte während des Ersten Weltkrieges in der BKW geführt haben. Dabei verfolge ich die Fragestellung, inwiefern Ärzte im Hinblick auf ihre Entscheidungsmacht über Rentenzahlungen für körperlich und vor allem psychisch versehrte Soldaten während des Ersten Weltkrieges zu biopolitischen Akteuren wurden. Damit im Zusammenhang stehend wird auch untersucht, inwiefern das Diagnostizieren von Krankheiten deviante Männlichkeiten hervorbrachte.

Das dargelegte Forschungsinteresse soll unter Zuhilfenahme erkenntnisleitender digitaler Methoden untersucht werden. Das Korpus der BKW wurde digital aufbereitet, sodass es für ein *blended reading* geeignet ist. Blended reading beschreibt eine Methode, die sich der Herausforderung stellt, Textbestände, welche die menschliche Analysekapazität an ihre Grenzen bringen würden, aufzubereiten und mit digital gestützten Methoden schrittweise analysierbar zu machen. Dabei geht es zunächst darum, den Text maschinenlesbar zu machen, um ihn gemäß computerlinguistischen und statistischen Verfahren des *Text Mining* algorithmenbasiert nach spezifischen Begriffen und Wortkombinationen untersuchen zu können, ohne den Text in Gänze lesen zu müssen. Während mit der Frequenzanalyse absolute und relative Worthäufigkeiten eines Textes gezählt und berechnet werden können, kann eine Kookkurenzanalyse Wörter aufzeigen, die statistisch betrachtet häufig miteinander auftreten. Eine Kollokationsanalyse hingegen ermittelt Begriffe, die in einer vorher bestimmten Nähe zu einem Schlüsselbegriff stehen.¹⁰ Da bei dem Verfahren zunächst nur eine quantitative Erhebung der Wörter eines Textes gefragt ist, werden Wörter und Wortzusammenhänge in Zahlenwerte umgewandelt, die von einem Computer prozessiert und weiterverwendet werden können. Wörter werden also aus ihrem ursprünglichen Kontext herausgelöst und zu einem sogenannten „bag of words“ zusammengefasst. Die Resultate der Textberechnungen und Operationen werden toolspezifisch als Visualisierung präsentiert, die ihrerseits wieder hermeneutisch anspruchsvoll ist und als eigene Quelle gelesen werden muss.¹¹ Visualisierungen wie diese eröffnen einen explorativen, neuartigen und zunächst kontextfreien Blick auf den Text, der

8 Muhle, Maria/ Thiele, Kathrin, Konstellationen zwischen Leben und Politik, in: Dies. (Hgg.): Biopolitische Konstellationen, Berlin 2011, S.9-21, hier S.12.

9 Vgl. Foucault, Michel, Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a. M. 1977.

10 Auf das Verfahren des Text Mining mit der Voyant-Toolsuite und ihre Potenziale in Bezug auf die Bewältigung großer Textmengen gehen Rockwell und Sinclair näher ein: Rockwell, Geoffrey/ Sinclair, Stéfan, Hermeneutica. Computer-Assisted Interpretation in the Humanities, Cambridge/ London 2016. Vgl. Zum Vorgehen des Text Mining ebenfalls: Crane, Gregory, What do you do with a million books? In: D-Lib Magazine 12, <http://www.dlib.org/dlib/march06/crane/03crane.html> [letzter Zugriff 27.05.2021]; Moretti, Franco, Distant Reading. London/ New York 2013.

11 Vgl. Bubenhofer, Noah, Visual Linguistics. Ein Plädoyer für ein neues Forschungsfeld, in: Bubenhofer, Noah/ Kupietz (Hgg.), Visualisierung sprachlicher Daten Heidelberg 2018, S. 25-62.

Muster erkennen lässt, die man beim Lesen nicht wahrnehmen würde. Der dadurch erzeugte makroskopische Blick ermöglicht ein *distant reading*, also einen systematischen Zugang zu umfangreichem Textmaterial, das Fragestellungen provozieren und bestehende Annahmen wiederum irritieren kann. Das Erkennen von textstatistischen Mustern hingegen ist zunächst nichts weiter als ein empirischer Befund. Um die gebildeten Fragestellungen und Hypothesen an die Fundstellen heranzutragen, ist wiederum ein *close reading* notwendig. Das Verfahren des *distant reading* ersetzt dementsprechend nicht die Lektüre der relevanten Fundstellen für eine plausible Narration und setzt informatives und gegebenenfalls computerlinguistisches Wissen voraus. Dazu gehört auch, dass beachtet wird, dass der Computer durch die Beeinflussbarkeit und Fehleranfälligkeit algorithmenbasierter Datenverarbeitung als wesentliches epistemisches Tool erkannt wird.¹²

Das Verfahren des *Text Mining* lässt sich in das Theoriegebäude der Historischen Semantik und der Begriffsgeschichte¹³ einordnen, da beide davon ausgehen, dass Sprache im gesellschaftlichen Sinne Bedeutung transportiert. Der Gebrauch von Sprache wird mit einer dahinterstehenden gesellschaftlichen Einstellung verbunden. Niklas Luhmanns Konzept der Semantik greift diesen Aspekt in besonderem Maße auf, da die Semantik der Gesellschaft ihm zufolge einen Vorrat an bereitgehaltenen Sinnverarbeitungsregeln bereitstellt.¹⁴ Textförmige Semantik definiert Luhmann als „gepflegte Semantik“¹⁵, die insofern besonders ist, als sie ein gesammeltes Repertoire an aktiv gepflegten Wissensformen und Themen enthält, die zu einer kulturellen Tradition gehören und durch wissenschaftliche oder künstlerische Organisationen gepflegt werden. Diese Semantiken des „kulturellen Höhenkamms“ können in besonderem Maße die Funktion eines kulturellen Gedächtnisses übernehmen.¹⁶ Die in der Berliner Klinischen Wochenschrift gepflegten Semantiken sollen nun unter medizin-, körper-, und geschlechtergeschichtlichen Aspekten im Folgenden in den Blick genommen werden.

1. Die Berliner Klinische Wochenschrift

Das im weiteren Verlauf benutzte Quellenkorpus enthält alle Ausgaben der BKW. Schon ihr Untertitel „Mit Berücksichtigung der preussischen medicinal-Verwaltung und Medicinal-Gesetzgebung“ deutet darauf hin, dass sie auch politische Diskurse berücksichtigt. Die Zeitschrift erschien im Zeitraum von 1864 bis 1921 und wurde vom Verlag August Hirschwald in Berlin verlegt. Ihr erster Redakteur war der Sanitätsrath Dr. Louis Posner. Nach mehrfachem Zusammenlegen mit anderen Zeitschriften und zahlreichen Umbenennungen existiert sie noch heute unter dem Namen *Journal of Molecular Medicine*. Die BKW erschien wöchentlich und war stets wie folgt aufgebaut: Den größten Teil nahmen die klinischen Original-Mitteilungen ein, die aus allen Gebieten der inneren und äußeren

12 Vgl. Bubenhofer, Noah, *Visual Linguistics*, S. 34 f.

13 Vgl. Koselleck, Reinhart, *Begriffsgeschichte*, in: Jordan, Stefan (HG.), *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart 2002, S. 40-44.

14 Vgl. Luhmann, Niklas, *Gesellschaft und Semantik* Bd. 1, Frankfurt a. M. 1980, S. 19.

15 Luhmann, Niklas, *Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition*, in: Ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1. Frankfurt a.M. 1980, S. 9-71, insb. S. 45-53.

16 Kirchmeier, Christian, *Semantik*, in: Jahraus, Oliver/ Nassehi, Armin/ Grizelj, Mario/ Saake, Irmhild/ Kirchmeier, Christian/ Müller, Julian, *Luhmann-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*, Weimar 2012, S. 115-117.

Heilkunde bestanden. Diesen Original-Mitteilungen folgten Referate, welche den Lesern von dem Fortschritt auf dem Bereich der klinischen Medizin Kunde leisten sollte, welcher in der Journalistik des In- und Auslandes hervortritt. Es folgen Berichte unterschiedlicher medizinischer Gesellschaften und Kongresse; der letzte Teil enthält tagesgeschichtliche Notizen, amtliche Mitteilungen, Geburts- und Sterbe-Listen von Berlin, den Krankenstand in Berliner Hospitälern sowie Zivil- und Militär-Personalien.

Mit ihren Beiträgen richtete sich die BKW an praktizierende Ärzte und fungierte als Bindeglied zwischen Praktikern und Forschern. Dabei sollte die BKW die Reichweite für medizinische Diskurse erhöhen und zugleich Einfluss auf das praktische Handeln von Ärzten nehmen.¹⁷ Die Entwicklung der medizinischen Technik im Spiegel der BKW nimmt für den Zeitraum von 1870 bis 1899 Sonia Tomaszewski in ihrer Dissertation in den Blick;¹⁸ aus geisteswissenschaftlicher Perspektive ist die Zeitschrift bislang allerdings nicht beforscht worden. Ein möglicher Grund dafür ist sicherlich der enorme Umfang des Korpus, das mit seinen über 73.000 Seiten die menschliche Analysekapazität an ihre Grenzen bringt – ein Umstand, dem unter Zuhilfenahme des *blended readings* hier Rechnung getragen werden soll.

Die über die Online-Archive der Bayrischen Staatsbibliothek¹⁹ und das Internet Archive²⁰ erworbenen PDF-Dokumente der BKW haben mit der im Sonderforschungsbereich 1288 „Praktiken des Vergleichens“ entwickelten Software *nopaque*²¹ eine Optical Character Recognition durchlaufen. Auf diese Weise wurde der Text der BKW maschinenlesbar und für das Verfahren des *Text Mining* vorbereitet. Auf Grundlage von erkannten Worthäufigkeiten wurden mit der Toolsuite *Voyant*²² daraufhin explorative Visualisierungen erstellt, die für den weiteren Forschungsprozess insofern erkenntnisleitend waren, als sie spezifische Diskurse und ihre Zusammenhänge aufgedeckt und somit Anlass für ein *close reading* entsprechender Fundstellen gegeben haben.

2. Visualisierungen und Analyse der BKW

Die hier darzulegenden Ausführungen gehen von dem Befund aus, dass die Beschäftigung mit Männern als geschichtsträchtigen Personen zwar Hochkonjunktur hat, während *Männer als soziale Gruppe und als geschlechtliche Wesen* historiographisch oftmals ein Schattendasein fristen. Wie Bernhard Gotto und Elke Seefried betonen,

17 Vgl. Posner, Louis, Programm, S. 2.

18 Tomaszewski, Sonia, Die Entwicklung der medizinischen Technik im Spiegel der Berliner Klinischen Wochenschrift (1870 bis 1899), URL: <https://hss-opus.ub.ruhr-uni-bochum.de/opus4/frontdoor/index/index/year/2019/docId/2241> [letzter Zugriff 27.05.2021].

19 Unter folgendem Link sind die Jahrgänge 1-14 verfügbar: <https://opacplus.bsb-muenchen.de/metaopac/search.do?methodToCall=volumeSearch&dbIdentifizier=100&forward=success&catKey=1300084&isPeriodical=N> [letzter Zugriff 27.05.2021].

20 Die Jahrgänge 15-58 sind unter folgendem Link verfügbar: <https://archive.org/search.php?query=berliner+klinische+wochenschrift&page=2> [letzter Zugriff 27.05.2021].

21 Jentsch, Patrick/ Porada, Stefan, *nopaque*, <https://nopaque.sfb1288.uni-bielefeld.de/> [letzter Zugriff 27.05.2021].

22 Sinclair, Stefan/ Rockwell, Geoffrey, *Voyant Tools*, <https://voyant-tools.org/> [letzter Zugriff 27.05.2021].

„wissen wir [nach wie vor] nur wenig Konkretes über die soziale Realität von Männern, die unter Konformitätsdruck standen, weil ihre vergeschlechtlichten Praxen den gesellschaftlich vorherrschenden Erwartungen nicht entsprachen, etwa hinsichtlich ihrer Sexualität, ihrer Leistungskraft oder -bereitschaft, ihrer körperlichen Erscheinung oder ihrer Soziabilität.“²³

Gemäß Raewyn Connells Annahmen zur *hegemonialen Männlichkeit* sind Männlichkeiten zwar durch historisch kontingente Normen präfiguriert, ihre konkreten Ausformungen entstehen jedoch erst durch die soziale Praxis, die ihrerseits wiederum die gesellschaftlich akzeptierten und geteilten Vorstellungen von Männlichkeiten verändern. Davon ausgehend orientiert sich das Erkenntnisinteresse der folgenden Analyse am performativen Akt des *doing masculinities*.²⁴

Der bereits erwähnte Begriff der *Biopolitik* verdeutlicht indes aus historischer Perspektive, wie die Organisation von und die Sorge um Leben in der Moderne ins Zentrum der Politik rücken. Foucault zufolge liegt „die ‚biologische Modernitätsschwelle‘ einer Gesellschaft genau dort, wo es in ihren politischen Strategien um die Existenz der Gattung selber geht.“²⁵ Biopolitik soll hier also als Analysebegriff verstanden werden, mittels dessen die spezifisch modernen Formen der Machtausübung gefasst werden können, die das Verhältnis von Lebensprozessen und Politik bestimmen. Dabei steht im Fokus dieser Macht nicht nur die Verwaltung von Lebensprozessen, sondern auch die Herstellung von Wissen über sie.

In der ersten Ausgabe des ersten Jahrgangs betont der Redakteur Louis Posner, inwiefern die *Berliner Klinische Wochenschrift* sich in diesen Diskurs über die Verwaltung von Gesundheit einzuschreiben gedenkt:

Wenn der Arzt den Kreis seines Wirkens nicht mit der Heilung von Krankheiten abschliessen kann und will; wenn er vielmehr eingedenk seiner Stellung als Träger einer sozialen Wissenschaft, bestrebt sein muss, der Entwicklung der Krankheit, sei es in der einzelnen Familie, sei es in der großen Gesamtheit des Volkes vorzubeugen, so wird die klinische Wochenschrift sich von der Mitbeteiligung an der Lösung dieser Aufgabe nicht fern halten dürfen [...] ²⁶.

Der Auszug verdeutlicht, inwiefern die *Berliner Klinische Wochenschrift* in ein gesundheitsstiftendes System eingeschrieben ist und als Teil einer Bio- und Lebenswissenschaft verstanden werden kann, die wiederum „systematisches Wissen über Geschlechterdifferenz, Sexualität, Fortpflanzung, Generativität und sexuelle Orientierung bereithalten“²⁷.

Vor dem Hintergrund dieser Ausgangsbefunde verfolge ich im Folgenden die These, dass die BKW als Publikationsorgan während des Ersten Weltkriegs biopolitische Wirkmacht entfaltete und dadurch einen Beitrag dazu leistete, deviante Formen der Männlichkeit zu marginalisieren. Krankheitsdiagnosen wurden zur Legitimationsgrundlage für das Gewähren, bzw. nicht-Gewähren

23 Gotto, Bernhard, Seefried, Elke, Von Männern und „Makeln“. Einleitende Überlegungen zur Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik in geschlechterhistorischer Perspektive. S. 7-23, hier S. 8.

24 Vgl. Coleman, Will, Doing Masculinity/ Doing Theory, in: Hearn, Jeff/ Morgan, David H.J. (Hgg.), Men, Masculinities and Social Theory, London 1990, S. 186-202.

25 Foucault, Michel, Der Wille zum Wissen, S. 170-171.

26 Posner, Louis, Programm, S. 2.

27 Sänger, Eva/ Rödel, Malaika, Einleitung: Biopolitik und Geschlecht, in: Dies. (Hgg.), Biopolitik und Geschlecht. Zur Regulierung des Lebendigen, Münster 2012, S. 7-25, hier S. 12.

von Rentenzahlungen für körperlich und psychisch versehrte Männer. Dabei werden Ärzte zu biopolitischen Akteuren, die über das Zusammenspiel der beiden Ressourcen Geld und Gesundheit regieren und somit hegemoniale Männlichkeit erzeugen.

Bevor im weiteren Verlauf auf die erstellten Visualisierungen und die qualitative Fundstellenanalyse eingegangen wird, soll hier die Auswahl der an das Korpus herangetragenen Suchbegriffe dargelegt werden, deren Frequenz in den verschiedenen Ausgaben der Zeitschrift im Folgenden visualisiert wird.

Der wohl wichtigste Begriff zur Exploration des Korpus für die folgende Analyse war die Neurasthenie. Wie Hans-Georg Hofer darlegt, war sie „eine schillernde Diskursformation [...], die sich der Einordnung in nur eine historische Analysekategorie verweigerte“ und war gleichzeitig für die Selbstwahrnehmung und Selbstdeutung der Menschen um 1900 von großer Bedeutung.²⁸ Wie kaum eine andere Erkrankung wurde die Neurasthenie von einem breiten zeitgenössischen Interesse geprägt, das eine Vielfalt an sich widersprechenden, in unterschiedlichsten Binnenräumen hervorgebrachten Deutungen, Praktiken und Wissensbeständen hervorgebracht hat und die Symptomatik der Krankheit ex post diffus erscheinen lässt. Die Neurasthenie konnte neurologisch nie nachgewiesen werden; ihre Wissensform existierte als „hybride Gestalt, die sich über diskursive Diffusion vermehrte und veränderte“²⁹. Die Frage danach, was die Neurasthenie eigentlich war, lässt sich daher nur in Hofers Worten beantworten: „Neurasthenie war das, was die damalige Psychiatrie und Neurologie unter Neurasthenie verstand – auch wenn sie sich diesbezüglich auf unsicherem Boden verstand.“³⁰

Besonders relevant erscheint die Tatsache, dass das Krankheitskonzept der Neurasthenie vornehmlich männlich codiert wurde und als Erschöpfungskrankheit besonders bei erfolgreichen und unter Modernisierungsbelastungen leidenden Männern diagnostiziert wurde, die erfolgreiche Berufe ausübten.³¹ Die erlittenen Schwächeanfälle wurden bemerkenswerterweise nicht als persönliches Versagen gedeutet, sondern hoben ein Männlichkeitsideal hervor, das sich durch Leistungsbereitschaft und Aufopferung kennzeichnete. In bürgerlich-männlichen Kreisen galt die Redensart „Nur die Neurastheniker leisten etwas“ gar als salonfähiges *Aperçu*.³² Die Neurasthenie traf vielen Nervenärzten zufolge bemerkenswerterweise zumeist große und starke Männer, während fragileren Vertretern eine höhere Resistenz zugesprochen wurde.³³ Die Neurasthenie wurde auf diese Weise zum medizinischen Legitimationskonzept für Männer, die ihre psychischen Schwächen

28 Vgl. Hofer, Hans-Georg, Nerven, Kultur und Geschlecht – Die Neurasthenie im Spannungsfeld von Medizin- und Körpergeschichte, in: Stahnisch, Frank/ Steger, Florian (Hgg.), Medizin, Geschichte und Geschlecht. Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen, Wiesbaden 2005, S. 225-244.

29 Hofer, Hans-Georg, Die Neurasthenie im Spannungsfeld von Medizin- und Körpergeschichte, S. 233.

30 Ebd., S. 231.

31 Ebd., S. 241.

32 von Ziemssen, Hugo, Die Neurasthenie und ihre Behandlung. Leipzig 1887, S. 3.

33 Vgl. Averbek, Johann Heinrich, Die akute Neurasthenie. Die plötzliche Erschöpfung der nervösen Energie. Ein ärztliches Kulturbild. Berlin 1886, bes. S. 36.

im Rahmen dieser Diagnose ausleben konnten, aber dadurch gleichzeitig nicht befürchten mussten, ihre Geschlechtsidentität und ihre Integrität³⁴ zu verlieren.

Insbesondere weil die Neurasthenie eher männlich codiert war, sie in Abhängigkeit ihres Gebrauchskontexts chamäleonartig verschiedene Bedeutungsgehalte vereinte und als Legitimierungsstrategie für den Erhalt einer hegemonialen Männlichkeit performativ inszeniert wurde, erscheint es lohnenswert, diesen Begriff in Bezug zu den Leiden kriegsversehrter Soldaten zu setzen. Neben dem Neurasthenie- erscheint auch der Rentenbegriff relevant, weil er – insbesondere wegen der kriegstraumatischen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs – politische Ansprüche mit medizinischen Legitimationsprinzipien verbindet und sich dementsprechend gut in das Theoriegebäude der Biopolitik einordnen lässt. Um den Fokus der Untersuchung auf Männer als geschlechtliche Wesen zu richten, wurde zusätzlich der Begriff des Soldaten gewählt.

Die Visualisierungen, die hier beschrieben werden, sind mit der Toolsuite *Voyant* erstellt worden. Die erste Visualisierung stellt auf der X-Achse alle Jahrgänge der BKW dar, während auf der Y-Achse die Häufigkeit der abgefragten Begriffe³⁵ angezeigt wird. Wie in *Visualisierung 1* in Gelb sichtbar ist, trat der Rentenbegriff in der BKW immer wieder auf, erfuhr um 1900 einen enormen Ausschlag und stieg um den Zeitraum des Ersten Weltkriegs erheblich an, obgleich die Frequenz Schwankungen ausgesetzt ist. In einem weiteren Schritt wurde der Begriff der Neurasthenie visualisiert, welcher in Blau hervorgehoben ist. An der Visualisierung ist gut zu erkennen, wie sich die beiden Peaks der Worthäufigkeiten um 1900 überlagern und wie beide Begriffe im Zeitraum um den Ersten Weltkrieg anstiegen. Um nun die spezifisch männliche Codierung dieses Diskurses aufzuzeigen, wurde die Frequenz des Soldaten abgefragt. Sie ist in der Visualisierung in der Farbe Rosa codiert und unterliegt ebenfalls Schwankungen. Im Zeitraum um den Ersten Weltkrieg steigt die Wortfrequenz jedoch an und entwickelt sich ähnlich dynamisch wie die beiden bereits genannten Begriffe. Das gleichzeitige Ausschlagen der drei Begriffe während des Ersten Weltkrieges kann als Muster gedeutet werden, das Anlass für weitere Untersuchungen bietet.



Visualisierung 1

*Frequenzanalyse der Begriffe Neurasthenie, Rente und Soldat im Gesamtkorpus
(Erstellt mit dem Trends-Tool der Voyant Suite)*

Beim Anklicken des Symbols wird die Visualisierung über Verlinkung ins Internet sichtbar

In Visualisierung 2 sind untereinander die Jahrgänge der BKW sichtbar, denen jeweils eine Linie zugeordnet ist. Den verschiedenfarbigen Kugeln auf der Linie sind die Begriffe Neurasthenie, Rente und Soldat zugeordnet. Die Größe der Kugeln korreliert mit der der Frequenz des Begriffs, während die Verortung auf der horizontalen Linie angibt, an welcher Stelle im Dokument er vorkommt. Besonders nennenswert sind nun also diejenigen Stellen, an denen die drei Farben sich überlagern.

34 Vgl. zum Konzept des „whole man“ um 1900: Kessel, Martina, The ‘Whole Man’. The Longing for a Masculine World in Nineteenth-Century Germany, in: *Gender & History* 15, 1 (2003), S. 1-31.

35 Die Begriffe wurden jeweils trunkiert, sodass ihre deklinationsspezifischen Variationen im Suchergebnis ebenfalls visualisiert wurden.

Dies lässt darauf schließen, dass an der entsprechenden Stelle im Dokument alle drei Begriffe genannt werden. Wie man anhand der grünen Markierungen erkennen kann, trifft dies an mehreren Stellen im Zeitraum von 1914 bis 1918 zu; dies gibt Anlass für weitere qualitative Untersuchungen.



Visualisierung 2

*Frequenzanalyse der Begriffe Neurasthenie, Rente und Soldat im Gesamtkorpus
(Erstellt mit dem Bubblelines-Tool der Voyant-Suite)*

Beim Anklicken des Symbols wird die Visualisierung über Verlinkung ins Internet sichtbar

Für das Vorbereiten des *close reading* wurden die Textdateien in die cloudbasierte Webanwendung *nopaque* hochgeladen, die komplexe Suchabfragen ermöglichte. In der Anwendung wurden die Suchabfragen so gestaltet, dass sie diejenigen Fundstellen anzeigten, welche die Begriffe Neurasthenie und Rente enthielten. Auf diese Weise wurden für den eingegrenzten Zeitraum von 1914 bis 1918 vier längere Artikel der BKW gefunden. Im Folgenden sollen die Ergebnisse der qualitativen Analyse dieser Fundstellen dargelegt werden.

In den untersuchten Texten waren keine Anzeichen dafür auffindbar, Rentenzahlungen bei Diagnosen der Neurasthenie oder gar anderweitiger psychischer Erschöpfungssymptome zu befürworten. Es ging ausnahmslos darum, Rentenzahlungen möglichst gering zu bemessen, keine Rente zu zahlen, nur eine Kapitalabfindung oder eine befristete Gewöhnungsrente mit begleitender Arbeitstherapie zu leisten, wie im folgenden Auszug der Jahresversammlung der Gesellschaft deutscher Nervenärzte 1916 deutlich wird:

Die traumatische Neurose vom Typus der Hysterie und Neurasthenie gehören zu den in der Regel heilbaren Nervenkrankheiten. Wie bei allen Neurosen wird ihre Heilung durch die Hoffnung auf und den Willen zur Genesung wesentlich gefördert. Es muss deshalb alles vermieden werden, was den Willen zur Genesung schwächt und das Haftenbleiben der Krankheit begünstigt. Die Rente ist also im allgemeinen niedrig zu bemessen und die Kapitalabfindung zu befürworten.

An späterer Stelle ist von der „Notwendigkeit der Beseitigung von Dauerrenten“ bei gleichzeitiger „Abfindung oder zeitlich begrenzte[r] automatisch endende[r] Gewöhnungsrente“ die Rede, während „[d]er Heilwert der Berufsarbeit“ hervorgehoben wird.³⁶ Die ablehnende Haltung in Bezug auf die Rentenzahlungen wurde vor dem Hintergrund drei miteinander verflochtener Legitimationsstrategien begründet.

1. Zum einen ist in den Berichten und Diskussionsbeiträgen, die untersucht wurden, das enorme Bestreben deutlich geworden, endogene Ursachen für jegliche im Kontext des Krieges entstandene Krankheit zu diagnostizieren. Die Argumentationslogik für Rentenzahlungen wurde somit zum Indizienprozess. Psychische Krankheiten und Kriegstraumen wurden dabei oftmals als leicht heilbar dargestellt, in schwer heilbaren Fällen aber auf eine „Prämorbidität“ zurückgeführt, welche als

36 Curschmann, Jahresversammlung (Kriegstagung) der Gesellschaft deutscher Nervenärzte, in: Berliner Klinische Wochenschrift 53, 45 (1916), S. 1228-1281, hier S. 1228 f.

Ausschlusskriterium für einen Rentenanspruch galt, weil der Krieg nicht mehr als unmittelbare Ursache dafür herangezogen werden konnte. Dazu schrieb Doktor Kurt Sieger 1915:

Die Paralytiker, Hebephrenen und die leicht Imbecilen, die ich auf der Abteilung sah, waren jedenfalls Leute, die auch schon in der Heimat bei ruhiger Untersuchung als krank befunden werden mussten, sie waren als minderwertige Individuen bereits in den Krieg gezogen.³⁷

2. Im Kontext der psychischen Erkrankungen ist immer wieder vom Heilungswillen die Rede, in einem Fall fiel der Begriff des „Gesundheitsgewissens“:

Bei Offizieren fehlen die naiven, groben Äußerungen der Hysterie [...] auch nach schweren Granaterschütterungen fast völlig. Die ganz selten vorkommenden Offiziershysterien heilen viel besser als die der Mannschaften, auch ohne Hypnose und ohne heroische Prozeduren bis zur Kriegsverwendungsfähigkeit. Das deutet auf die Wichtigkeit des „Gesundheitsgewissens“.³⁸

3. In der aus wirtschaftlichen Gründen bedingten Angst vor sogenannten Rentenschleichern spielt im Rentendiskurs die Unterstellung einer Simulation immer wieder eine Rolle. Im folgenden Beispiel aus 1915 wird diese Unterstellung mit einer Ansteckungsgefahr verbunden:

Ein nervöser oder geisteskranker Mensch im Heer kann ansteckend wirken auf das Gros derer, die in sich die Anlage zu ähnlichen Erkrankungen tragen, er kann gerade so wie irgendein anderes ätiologisch bekanntes Moment ‚auslösend‘ wirken und latente Anomalien des Gefühls- oder Denklebens zur Manifestation bringen. Nichts kann auch leichter simuliert werden, als ein psychopathisches, ein leicht psychotisches Symptomenbild, nichts leichter vorgemacht werden als ein ‚Anfall‘ hysterischer oder sonst psychogener Art.³⁹

Die von Dr. Sieger formulierte Argumentation verdeutlicht, wie stark am Bild des wehrfähigen, soldatischen Mannes festgehalten wurde und inwiefern Ärzte als politische Akteure einen Diskurs gestalteten, der das Bild des disziplinierten und sich für das Vaterland aufopfernden Kriegers mit Nerven aus Stahl reproduzierten.⁴⁰ Sobald Männer durch dieses Raster fielen, witterten Mediziner Simulation und Verrat.⁴¹

Die Thematisierung von Simulanten manifestiert sich im Übrigen durchweg im Korpus – insbesondere aber in den Kriegsjahren, wie in *Visualisierung 3* sichtbar wird, die den Verlauf des Begriffs im Korpus abbildet und für die Zeit des Ersten Weltkrieges, insbesondere für die Jahre 1916 und 1917, einen deutliche Häufung des Begriffs sichtbar macht.

37 Sieger, Kurt, Wesen und Bedeutung der Kriegspsychosen, in: Berliner Klinische Wochenschrift 52, 8 (1915), S. 177-180, hier S. 178.

38 Curschmann, Jahresversammlung (Kriegstagung) der Gesellschaft deutscher Nervenärzte, S. 1229.

39 Sieger, Kurt, Wesen und Bedeutung der Kriegspsychosen, hier S. 177.

40 Vgl. zum soldatischen Männlichkeitsbild Szecepaniak, Monika, Militärische Männlichkeiten in Deutschland und Österreich im Umfeld des Großen Krieges, Würzburg 2011, S. 10.

41 Die arztseitige Vermutung, dass Männer ohne Disziplin und Furcht vor einer Bestrafung einer „Rentenneurose“ verfallen und somit in einen Kreislauf der Abhängigkeit von Sozialleistungen geraten und ihre Rolle als Arbeiter und Soldaten aufgeben, thematisiert Paul Lerner. Lerner, Paul, Hysterical Men: War, Psychiatry and the Politics of Trauma in Germany, 1890-1930, Ithaca 2003, Kap. 3 und 4.



Visualisierung 3

Frequenz des Simulationsbegriffs im Gesamtkorpus. Der Zeitraum des Ersten Weltkrieges ist hier grün markiert.

Beim Anklicken des Symbols wird die Visualisierung über Verlinkung ins Internet sichtbar

Die angestellten Untersuchungen haben an mehreren Stellen des Korpus Arztberichte zutage gefördert, die gar eine Heilung von Krankheiten durch die Erfahrungen im Krieg postulieren. Einer der Ärzte schreibt in seinem Beitrag über Herz- und Gefäßkrankheiten während der Kriegszeit:

Mehrere Patienten waren vor dem Kriege [...] wegen konstitutioneller Neurasthenie in Behandlung gestanden; bei vielen von diesen waren im Kriege alle Herzbeschwerden verschwunden; nur bei wenigen waren sie gesteigert. Entgegen der Friedenszeit waren hysterische Störungen fast völlig geschwunden. Wenn an Stelle der Rente nach einiger Zeit eine einmalige Abfindung treten würde, wie es in der Schweiz und in Dänemark der Fall ist, würden sie auch im Frieden zu den Seltenheiten gehören.⁴²

Die hier skizzierten Kontexte der artseitigen Thematisierung von Rentenzahlungen bei Kriegsversehrten während des Ersten Weltkrieges zeigen auf, wie stark die Medizin in politische Diskurse und Vorannahmen involviert ist. In vielen Fällen ist der mit Krankheit verbundene Schwächediskurs intersektional mit Annahmen verflochten, die von Rassismus und Klassismus zeugen, wie an diesem Zitat von Dr. Gaupp aus Tübingen 1916 deutlich wird:

Der Deutsche ist etwas weniger anfällig für Neurosen, als der Slave und Romane. Gewisse Unterschiede gibt es auch unter den einzelnen Stämmen Deutschlands. Massive monosymptomatische Formen treten namentlich bei jungen, ungebildeten, debilen Personen auf.⁴³

Die Diagnosen trugen zur Marginalisierung von Männlichkeiten bei, denen wegen ihrer psychischen und körperlichen Konstitution Schwäche zugeschrieben wurde. In keinem der untersuchten Fälle profitierten die Versehrten vom oben beschriebenen Schirmkonzept der Neurasthenie, welches die psychischen und emotionalen Schwächen vor dem Hintergrund ihrer eigentlichen Stärke legitimiert und somit ihre hegemoniale Geschlechtsidentität gesichert hätte. Die diagnostizierte Schwäche der Betroffenen wurde in vielen Fällen gar sanktioniert. Ein gutes Beispiel dafür ist die sogenannte Kaufmann-Methode, bei der die Patienten durch nicht zwangsläufig ärztliches Fachpersonal „übereumpelt“ wurden, was in dem Fall bedeutete, dem Patienten faradischen Strom auszusetzen. Die Methode wird gemäß heutiger Forschungsliteratur retrospektiv als Foltermethode bewertet.⁴⁴ Dr. Rieder aus Coblenz betonte auf der Jahresversammlung der Gesellschaft deutscher Nervenärzte im September 1916, dass die im Wachzustand herbeigeführte Wiedererziehung zum Gehorsam, die

42 Romberg, Beobachtungen bei Herz- und Gefäßkrankheiten während der Kriegszeit, in: Berliner Klinische Wochenschrift 52, 23 (1915), S. 619 f., hier S. 620.

43 Gaupp, Jahresversammlung (Kriegstagung) der Gesellschaft deutscher Nervenärzte, in: Berliner Klinische Wochenschrift 53, 45 (1916), S. 1228-1281, hier S. 1228.

44 Scharf, Michaela, Nervenversager oder Simulanten? URL: <https://ww1.habsburger.net/de/kapitel/nervenversager-oder-simulanten> [letzter Zugriff 27.05.2021].

Unterordnung des eigenen Willens unter einen anderen durch die Kaufmann'sche Methode gefördert würden.⁴⁵

3. Fazit: Biopolitik und Männlichkeit

Die quantitative und qualitative Beschäftigung mit dem Korpus hat deutlich gemacht, wie die Medizin als Wissensformation während des Ersten Weltkriegs als ein von sozialen und kulturellen Faktoren geprägter Prozess zu verstehen ist. Der Einfluss ihrer männlichen Vertreter auf die Zementierung heroischer und von Stärke geprägter Männlichkeit zeugt von der Verwissenschaftlichung und Biologisierung des Sozialen, die bereits Tobias Weidner in seiner Dissertation als Professionalisierungsstrategie der Medizin im langen 19. Jahrhundert identifiziert, die seit den 1890er Jahren insbesondere „darauf [zielt], an den Entscheidungskapazitäten und Machtpotenzialen der institutionellen Politik zu partizipieren, gleichzeitig aber die eigene Deutungshoheit in Fragen kollektiver Gesundheit auszubauen“.⁴⁶ Im Sinne ihrer Rolle als Akteure einer lebensregulierenden Biomacht und als Vertreter einer szientokratischen Politik mit dem Ziel der Volkswohlfahrt⁴⁷ perpetuieren und formieren die Ärzte in den untersuchten Fundstellen der BKW die gesellschaftlich akzeptierten und geteilten Ideale einer hegemonialen, gesunden und kampffähigen und wiederherzustellenden Männlichkeit. Mediziner wurden auf diese Weise zu Akteuren einer Disziplin, welche die hypermaskulinen Ideale soldatischer Männlichkeit zu regulieren vermochte. Mit ihren verschiedentlich legitimierten Entscheidungen über die Verweigerung von Rentenzahlungen trugen sie zur Marginalisierung devianter Formen von Männlichkeit bei, obwohl das oben beschriebene Konzept der Neurasthenie rein wissenschaftlich zur Verfügung stand und Imageverluste durch männliche Schwäche vermieden haben könnte. Die Neurasthenie verlor diese Funktion im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg und wurde auf einer Stufe mit Neurosen oder der Hysterie verhandelt, zu denen keine allgemein anerkannte Differenzialdiagnose bestand. Ziel der Behandlung dieser Krankheiten war die Wiederherstellung der Männlichkeit.

Die hier ausformulierten Forschungsergebnisse haben zudem aufgezeigt, wie produktiv einerseits die Verfahren des *Text Mining* im Hinblick auf serielle Textbestände sein können, die ohne Digitaltechniken die Analysekapazität des Menschen überfordern. Andererseits hat sich die *Berliner Klinische Wochenschrift* in Bezug auf medizin-, geschlechter- und körpergeschichtliche Analysen als Fundgrube für die Erforschung biopolitischer Medizindiskurse erwiesen.

Quellen

Curschmann, Jahresversammlung (Kriegstagung) der Gesellschaft deutscher Nervenärzte, in: Berliner Klinische Wochenschrift 53, 45 (1916), S. 1228-1281.

45 Vgl. Lilienstein, Jahresversammlung (Kriegstagung) der Gesellschaft deutscher Nervenärzte, in: Berliner Klinische Wochenschrift 45. 53 (1916), S. 1228-1231.

46 Weidner, Tobias, Die unpolitische Profession. Deutsche Mediziner im langen 19. Jahrhundert, Frankfurt/ New York 2012, S. 386.

47 Vgl. Weidner, Tobias, Die unpolitische Profession, S. 387.

- Gaupp, Jahresversammlung (Kriegstagung) der Gesellschaft deutscher Nervenärzte, in: Berliner Klinische Wochenschrift 53, 45 (1916), S. 1228-1281.
- Lilienstein, Jahresversammlung (Kriegstagung) der Gesellschaft deutscher Nervenärzte, in: Berliner Klinische Wochenschrift 45. 53 (1916).
- Posner, Louis, Programm, in: Berliner Klinische Wochenschrift 1, 1 (1864).
- Romberg, Beobachtungen bei Herz- und Gefäßkrankheiten während der Kriegszeit, in: Berliner Klinische Wochenschrift 52, 23 (1915), S. 619 f.
- Sieger, Kurt, Wesen und Bedeutung der Kriegspsychosen, in: Berliner Klinische Wochenschrift 52, 8 (1915), S. 177-180.

Literatur

- Averbeck, Johann Heinrich, Die akute Neurasthenie. Die plötzliche Erschöpfung der nervösen Energie. Ein ärztliches Kulturbild. Berlin 1886.
- Bubenhof, Noah, Visual Linguistics. Ein Plädoyer für ein neues Forschungsfeld, in: Bubenhof, Noah/ Kupietz (Hgg.), Visualisierung sprachlicher Daten Heidelberg 2018, S. 25-62.
- Coleman, Will, Doing Masculinity/ Doing Theory, in: Hearn, Jeff/ Morgan, David H.J. (Hgg.), Men, Masculinities and Social Theory, London 1990, S. 186-202.
- Crane, Gregory, What do you do with a million books? In: D-Lib Magazine 12, <http://www.dlib.org/dlib/march06/crane/03crane.html> [letzter Zugriff am 27.05.2021].
- Foucault, Michel, Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a. M. 1977.
- Foucault, Michel, Die Maschen der Macht, in: Defert, Daniel/ Ewald, Francois (Hgg.): Analytik der Macht, Frankfurt a. M. 2005, S. 220-239.
- Gotto, Bernhard, Seefried, Elke, Von Männern und „Makeln“. Einleitende Überlegungen zur Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik in geschlechterhistorischer Perspektive. S. 7-23.
- Hofer, Hans-Georg, Nerven, Kultur und Geschlecht – Die Neurasthenie im Spannungsfeld von Medizin- und Körpergeschichte, in: Stahnisch, Frank/ Steger, Florian (Hgg.), Medizin, Geschichte und Geschlecht. Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen, Wiesbaden 2005, S. 225-244.
- Kessel, Martina, The 'Whole Man'. The Longing for a Masculine World in Nineteenth-Century Germany, in: Gender & History 15, 1 (2003), S. 1-31.
- Koselleck, Reinhart, Begriffsgeschichte, in: Jordan, Stefan (HG.), Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe, Stuttgart 2002, S. 40-44.
- Kirchmeier, Christian, Semantik, in: Jahraus, Oliver/ Nassehi, Armin/ Grizelj, Mario/ Saake, Irmhild/ Kirchmeier, Christian/ Müller, Julian, Luhmann-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung, Weimar 2012, S. 115-117.
- Lerner, Paul, Hysterical Men: War, Psychiatry and the Politics of Trauma in Germany, 1890-1930, Ithaca 2003.
- Luhmann, Niklas, Gesellschaft und Semantik Bd. 1, Frankfurt a. M. 1980.
- Luhmann, Niklas, Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition, in: Ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1. Frankfurt a.M. 1980, S. 9-71.
- Moretti, Franco, Distant Reading. London/ New York 2013.

- Muhle, Maria/ Thiele, Kathrin, Konstellationen zwischen Leben und Politik, in: Dies. (Hgg.): Biopolitische Konstellationen, Berlin 2011, S.9-21.
- Rockwell, Geoffrey/ Sinclair, Stéfán, Hermeneutica. Computer-Assisted Interpretation in the Humanities, Cambridge/ London 2016.
- Sänger, Eva/ Rödel, Malaika, Einleitung: Biopolitik und Geschlecht, in: Dies. (Hgg.), Biopolitik und Geschlecht. Zur Regulierung des Lebendigen, Münster 2012, S. 7-25.
- Scharf, Michaela, Nervenversager oder Simulanten? In: Habsburger.net, URL: <https://ww1.habsburger.net/de/kapitel/nervenversager-oder-simulanten> [letzter Zugriff am 27.05.2021].
- Seidler, Günter/ Wagner, Frank/ Feldmann, Robert, Die Genese der Psychotramatologie. Eine neue Disziplin im Kanon der medizinischen Fächer, in: Trauma & Gewalt, Jg. 2, Bd. 3 (2008), S. 178-191.
- Stulpe, Alexander/ Lemke, Matthias, Blended Reading. Theoretische und praktische Dimensionen der Analyse von Text und sozialer Wirklichkeit im Zeitalter der Digitalisierung, in: Lemke, Matthias/ Wiedemann, Gregor, Text Mining in den Sozialwissenschaften. Grundlagen und Anwendungen zwischen qualitativer und quantitativer Diskursanalyse, Wiesbaden 2016, S. 17-61.
- Szcepaniak, Monika, Militärische Männlichkeiten in Deutschland und Österreich im Umfeld des Großen Krieges, Würzburg 2011.
- Tomaszewski, Sonia, Die Entwicklung der medizinischen Technik im Spiegel der Berliner Klinischen Wochenschrift (1870 bis 1899), URL: <https://hss-opus.ub.ruhr-uni-bochum.de/opus4/frontdoor/index/index/year/2019/docId/2241> [letzter Zugriff 27.05.2021].
- Weidner, Tobias, Die unpolitische Profession. Deutsche Mediziner im langen 19. Jahrhundert, Frankfurt/ New York 2012.
- Wenzel, Peter, New Criticism, in: Nünning, Ansgar (Hg.), Grundbegriffe der Literaturtheorie. Stuttgart/ Weimar 2004, S. 191-195.
- Will Coleman, Doing Masculinity/ Doing Theory, in: Hearn, Jeff/ Morgan, David H.J. (Hgg.), Men, Masculinities and Social Theory, London 1990, S. 186-202.
- von Ziemmsen, Hugo, Die Neurasthenie und ihre Behandlung. Leipzig 1887.

Tools

- Jentsch, Patrick/ Porada, Stefan, nopaque, <https://nopaque.sfb1288.uni-bielefeld.de/> [letzter Zugriff 27.05.2021].
- Sinclair, Stefan/ Rockwell, Geoffrey, Voyant Tools, <https://voyant-tools.org/> [letzter Zugriff 27.05.2021].

Ingo Pätzold

Fakultät für Geschichtswissenschaft
Universität Bielefeld
ingo.paetzold@uni-bielefeld.de

Die Neue Frau als Herausforderung. Mela Hartwigs und Irmgard Keuns Subjekte der Neuen Sachlichkeit zwischen Anpassung und Irritation

Marijke Box

1. Die Neue Sachlichkeit, die Neue Frau und die Weimarer Republik

Die Weimarer Republik gilt heute, auch aufgrund zahlreicher populärer Darstellungen, als Phase des gesamtgesellschaftlichen Fortschritts.¹ So werden insbesondere die 1920er Jahre durch den kulturellen Mythos der Neuen Frau als emanzipatorische Aufbruchszeit idealisiert, und noch immer bewohnen junge, zielstrebige Angestellte die medialen Darstellungen der ‚Goldenen Zwanziger‘, deren vielfältige Freizeitkultur zum Sinnbild der Weimarer Modernität wurde. Doch die Schwachstellen des Fortschritts waren nicht zu übersehen. Tatsächlich war die Zeit der Weimarer Republik im Wesentlichen geprägt durch ein tiefgreifendes Gefühl der Desorientierung. Politische und gesellschaftliche Instabilität prägten das Zusammenleben: Zwar wurde das Kaiserreich abgelöst von der ersten demokratischen Republik und die politische Teilhabe (vor allem auch von Frauen) schien durch das neue Wahlrecht gesichert, zugleich aber hat eine tiefgreifende Unsicherheit die gesamte Gesellschaft erfasst. Mittlerweile wird die Zwischenkriegszeit dementsprechend viel treffender mit dem Bild vom ‚Tanz auf dem Vulkan‘ beschrieben.² Jenseits der Aufbruchseuphorie der progressiven kulturellen und politischen Lager gab es mächtige reaktionäre Kräfte, die gegen die Republik vorgingen. Zudem waren Arbeitslosigkeit und soziales Elend weit verbreitet. Ute Frevert beschreibt diese Diskrepanz folgendermaßen:

Die großen Städte mit ihren Boulevards, Verwaltungsneubauten und ihrer vielfältigen Freizeitkultur wurden in der Weimarer Republik zum Inbegriff modernen Lebens, aber auch zum Schauplatz sauber getrennter Lebenskreise: Auf der einen Seite blühte die Kultur der ‚Goldenen Zwanziger Jahre‘, entfalteten sich Reichtum, Kunst, Intellektualität und überschäumender Lebensgenuß – auf der anderen Seite und scheinbar unverbunden ballte sich soziales Elend, stieg die Selbstmord-, Kriminalitäts- und Abtreibungsrate.³

Skeptische Töne schlägt im Jahr 1932 auch die Psychologin und Frauenrechtlerin Alice Rühle-Gerstel an, wenn sie die Oberflächlichkeit des neuen Angestelltentypus beschreibt und insbesondere die Ambivalenzen hinsichtlich der Emanzipationshoffnungen betont:

1 Die folgenden Ausführungen basieren zum Teil auf meiner Dissertation, die ich im September 2020 an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld eingereicht habe, und sind für diesen Beitrag überarbeitet worden.

2 Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht: *Stimmungen lesen. Über eine verdeckte Wirklichkeit der Literatur*. 2. Aufl. München 2017. S. 165.

3 Ute Frevert: *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*. Frankfurt am Main 1986. S. 171.

Ein halbseidener Beruf, halbseiden wie die Strümpfe und Hemdchen der Ladenfräuleins, halbseiden wie ihr Gemüt und ihre Gedankenwelt. [...] [I]hrer wirtschaftlichen Situation gemäß Proletarierin, ihrer Ideologie nach bürgerlich, ihrem Arbeitsfeld zufolge männlich, ihrer Arbeitsgesinnung nach weiblich. Schillernde Gestalten, von schillerndem Reiz oft, ebenso oft von schillernder Fragwürdigkeit, auf alle Fälle von schillernder Sicherheit ihres sozialen und seelischen Daseins.⁴

Sowohl aus zeitgenössischer wie aus rückblickender Perspektive lässt sich die geläufige Vorstellung von der gleichermaßen erfolgreichen wie unabhängigen jungen Frau im Büro damit nicht vollständig aufrechterhalten. Und doch es ist etwas dran, denn tatsächlich drängten in diesen Jahren erstmals junge weibliche Angestellte in großer Anzahl auf den Arbeitsmarkt: „1925 gab es annähernd 1,5 Millionen weibliche Angestellte, dreimal mehr als 1907; ihr Anteil an allen erwerbstätigen Frauen stieg von 5% auf 12,6%“⁵. Die Neue Frau stürzt sich, meist als Stenotypistin mit Kurzhaarfrisur, zunächst „begeistert in die Arbeits- und Freizeitwelt des modernen städtischen Lebens“⁶, doch finanzielle Benachteiligung und schlechte Arbeitsbedingungen gehören ebenso dazu wie häufige sexuelle Übergriffe im Berufsleben.

An dieser Figur arbeiten sich nun auch die zeitgenössischen Autorinnen ab. Wie die mithin prekäre Existenz der Angestellten literarisch gestaltet wurde, lässt sich anhand der Romane und Erzählungen von Irmgard Keun und Mela Hartwig zeigen. Durch ihre Auseinandersetzungen mit den Erscheinungen der Weimarer Modernität schreiben sich die Autorinnen in die zeitgenössischen Weiblichkeitsdiskurse ein, die neben den neuen beruflichen Möglichkeiten auch die Schattenseiten des Aufbruchs reflektieren. Zentrales Element ihrer subjektzentrierten Texte ist die Darstellung alltäglicher weiblicher Lebenswelten vor dem sozialgeschichtlichen Hintergrund der 1920er und frühen 1930er Jahre. Die textlichen Inszenierungen neuer Formen von Weiblichkeit beleuchten dabei nicht nur die besondere Situation von Frauen in der Zwischenkriegszeit, sondern gesamtgesellschaftliche Umbruchprozesse, die sowohl geprägt sind von der Verunsicherung über den Verlust der alten Ordnung als auch von der Aufbruchseuphorie angesichts einer neu entstehenden Epoche.

Während Keun mittlerweile als kanonisierte Autorin des 20. Jahrhunderts, wenn nicht gar als die Vertreterin der Neuen Sachlichkeit schlechthin gilt, scheint Mela Hartwigs Platz in der Literaturgeschichtsschreibung noch lange nicht gesichert. Als vom NS-Regime verfolgte und schließlich exilierte Autorin konnte sie auch nach dem Ende des zweiten Weltkriegs nicht mehr an ihre früheren Erfolge anknüpfen. Ihr Name ist trotz einiger sporadischer Publikationen im Laufe der Jahre weitgehend in Vergessenheit geraten.⁷ Damit fügt sich dieser Beitrag nicht zuletzt auch in eine

4 Alice Rühle-Gerstel: Das Frauenproblem der Gegenwart. Eine psychologische Bilanz. Leipzig 1932. S. 299f.

5 Ute Frevert: Frauen-Geschichte. S. 172.

6 Hilke Veth: Literatur von Frauen. In: Literatur der Weimarer Republik 1918-1933. Hrsg. von Bernhard Weyergraf. München/Wien 1995. S. 446-482. Hier: S. 460.

7 Bei Betrachtung der Biografien von Mela Hartwig und Irmgard Keun zeigen sich zahlreiche Überschneidungen, aber auch große Unterschiede. Hartwig wird 1893 in Wien geboren, der Hauptstadt der Monarchie Österreich-Ungarn, Keun 1905 in Berlin, der Hauptstadt des Deutschen Kaiserreichs. Beide erleben die Republiken ab 1918, verfolgen zeitweise Karrieren als Schauspielerinnen und debütieren um 1930 als Schriftstellerinnen. So legt Hartwig 1928, mit 35 Jahren, ihren Novellenband *Ekstasen* vor, Keun 1931, im Alter von 26 Jahren, ihren Roman *Gilgi, eine von uns*. Sowohl Hartwig als auch Keun müssen schließlich, in der Zeit des Nationalsozialismus antisemitisch bzw. politisch bedroht und verfolgt, ins Exil gehen. Hartwig bleibt auch nach 1945 in London, kehrt nur für kürzere Aufenthalte nach Österreich zurück und wendet sich schließlich der

Reihe von (Re-)Kanonisierungsversuchen der vergangenen Jahre, durch die insbesondere an vergessene jüdisch-deutschsprachige Autorinnen aus der Zeit der Weimarer Republik erinnert wird und deren Texte (teilweise erstmals) eingehender untersucht worden sind. Die Auseinandersetzung mit den Hintergründen einer solchen „verweigerter‘ Rezeption“⁸ sind heute auch Teil der kulturpolitischen Erinnerungsdebatten nach 1945.

Dieser Beitrag nimmt zwei Erzähltexte von zwei Autorinnen in den Blick, die stark voneinander abweichende Zugänge zur Neuen Frau und Neuen Sachlichkeit entwickeln. Er zeigt die Schwierigkeiten und Hürden, die mit den Aufstiegsversprechen der 1920er Jahre einhergehen und die sich in den Gefühls- und Denkstrukturen der Figuren manifestieren. Während in Keuns Tagebuchroman *Das kunstseidene Mädchen* (1932) mit Doris eine Hauptfigur im Mittelpunkt steht, die zu Beginn durchaus an der Leichtigkeit der ‚Goldenen Zwanziger‘ teilhat und optimistisch ihren Ausbruch aus der kleinbürgerlichen Enge ihres Elternhauses plant, zeigt Hartwig in ihrer Ich-Erzählung *Aufzeichnungen einer Häßlichen* (1928) von Anfang an das Scheitern an den Losungen der Neuen Sachlichkeit. Das „männliche‘ Als-gegeben-Hinnehmen, die Wirklichkeit-,im Zusammenhänge‘-Akzeptieren“⁹ dieser Neuen Sachlichkeit, also die handlungspragmatische Devise, der sich auch die kunstseidene Doris verschreibt, wird hier zurückgewiesen.

Innerhalb der als weitgehend männlich gedachten Phase der Neuen Sachlichkeit mit ihren ‚Verhaltenslehren der Kälte‘ (Helmut Lethen) füllen Keun und Hartwig so eine Leerstelle mit weiblichen Selbstentwürfen. Lethen notiert über das Verhältnis von ‚weiblichem‘ Schreiben und ‚männlicher‘ Sachlichkeit: „Sachlichkeit‘ verbarg den Kampf der Geschlechter hinter einem Neutralitätstitel, gleichzeitig zwang sie die Frauen, ihre Formen der Befreiung dem männlichen Habitus anzupassen.“¹⁰ Der ‚männliche Habitus‘ bedeutet dabei die Abwendung vom Pathos des vorangegangenen Expressionismus und die Hinwendung zu dokumentarischen Textverfahren wie Beobachtung, Realismus, Antipsychologismus, Nüchternheit und Entindividualisierung.¹¹

Im Folgenden soll gezeigt werden, inwiefern die Autorinnen zum Teil tatsächlich den männlichen Verfahren verhaftet bleiben, wie sie jedoch zugleich eigene Formen einer neusachlichen Weiblichkeit entwickeln, die die männlichen Schreibweisen suspendieren und bisweilen auflösen. Wie also verhält sich eine textlich inszenierte Weiblichkeit zu den maskulinen Ordnungsmustern in den 1920er und 1930er Jahren? Welche Perspektive auf das Phänomen (und die damit einhergehenden Glücksversprechungen) der Neuen Frau entwickeln die Texte? Wie gestalten sich die Initiations- und

Malerei zu, Keun hingegen versteckt sich ab 1940 in Deutschland, geschützt durch eine Falschmeldung in der von Will Vesper herausgegebenen Zeitschrift *Die neue Literatur*, laut der sie in Amsterdam Suizid begangen haben soll. Vgl. Gabriele Kreis: „Was man glaubt, gibt es.“ Das Leben der Irmgard Keun. Zürich 1991. S. 235. Beide geraten, nicht zuletzt durch die Nachwirkungen der nationalsozialistischen Kulturpolitik, zunächst in Vergessenheit. Irmgard Keuns Werk jedoch erlebt in den 1970er Jahren eine nachhaltige Renaissance, während der Name Mela Hartwig weiterhin eher unbekannt geblieben ist. Hartwig stirbt 1967 an ihrem Exilort London, die zwölf Jahre jüngere Keun 1982 in ihrer Heimat Köln. Vgl. Hartmut Vollmer: Mela Hartwig. In: Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Hrsg. von Andreas B. Kilcher. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar 2012. S. 191-192.

8 Kerstin Schoor: Vorwort. In: Zwischen Rassenhass und Identitätssuche. Deutsch-jüdische literarische Kultur im nationalsozialistischen Deutschland. Hrsg. von ders. Göttingen 2010. S. 10-15. Hier: S. 10.

9 Moritz Baßler: Deutsche Erzählprosa 1850-1950. Eine Geschichte literarischer Verfahren. Berlin 2015. S. 293.

10 Helmut Lethen: Der Habitus der Sachlichkeit in der Weimarer Republik. In: Literatur der Weimarer Republik 1918-1933. Hrsg. von Bernhard Weyergraf. München/Wien 1995. S. 371-445. Hier: S. 389.

11 Vgl. Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. Bd. 1: Die Ästhetik der neusachlichen Literatur (1920-1933). Köln u.a. 2000.

Orientierungsversuche der Protagonistinnen im Hinblick auf genderspezifische Restriktionen im Alltag? Mit Blick auf die jeweiligen Schreib- und Erzählkonzepte im Zusammenhang mit inhaltlichen Fragen lässt sich zeigen, inwiefern die Texte den Nüchternheitsdevisen der Neuen Sachlichkeit folgen, aber auch, wie und wodurch sie sich abgrenzen.

In formaler Hinsicht erscheinen die Texte zunächst wie weitgehend realistisch angelegte Ich-Erzählungen, deren Protagonistinnen vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Erfahrungen ihre Sichtweisen auf die Welt und sich selbst beschreiben. Sie sind also grundsätzlich mimetisch orientiert. Zugleich aber führen die subjektzentrierten Selbstfindungsszenarien der weiblichen Hauptfiguren – insbesondere durch die teils ausführliche Demonstration innerer Vorgänge – zwangsläufig zu schonungslosen Auseinandersetzungen mit dem eigenen Selbst. Die Sprache, die Hartwig und Keun ihren Figuren dabei verleihen, lässt sich keineswegs als eine versachlichte oder gar verdinglichende beschreiben, sondern vielmehr als eine körperlich orientierte, die immer dem Anliegen geschuldet ist, den Dingen so präzise und adäquat wie möglich auf den Grund zu gehen und ihnen nachzuspüren. So rückt oftmals das innere Erleben der Protagonistinnen in den Blick, das wiederum überhaupt erst innerhalb von sozialen Ordnungen entsteht. Mit der Einsicht der neueren feministisch und phänomenologisch orientierten Diskussionen, „dass Gefühle zwar individuell erlebt werden, aber offenkundig nicht ausschließlich private Ereignisse sind“¹², lässt sich dabei zeigen, wie die literarischen Subjekte angesichts bestimmter sozialgeschichtlicher Situierungen gezeichnet werden. Die Prosa von Hartwig und Keun reflektiert durch die Fokussierung auf Körper und Leib und durch das Sichtbarmachen der inneren Vorgänge der Figuren die Schwierigkeiten, die sich mit der einseitigen Übernahme der paradigmatischen Schreibweisen aus der Zeit der Weimarer Republik ergeben – so die These.

2. „Ich war eine kurze Zeit in einer ganz traurigen Wolke“ – Irmgard Keuns *Das kunstseidene Mädchen* (1932)

Die weiter oben zitierte Alice Rühle-Gerstel bezieht sich mehr oder minder direkt auf den Titel von Keuns Roman *Das kunstseidene Mädchen*. Im Bild der halbseidenen Angestellten nämlich lässt sich unschwer Keuns Hauptfigur Doris identifizieren: Der Tagebuchroman handelt von einem kurzen Abschnitt aus dem Leben der 18-jährigen Doris, die in Berlin ein „Glanz“¹³ werden möchte, eine Karriere als Schauspielerin plant und phasenweise versucht, sich über Beziehungen zu wohlhabenderen Männern durchs Leben zu schlagen.

Gleich zu Beginn erklärt die aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammende Büroangestellte selbstbewusst: „Und jetzt sitze ich in meinem Zimmer im Nachthemd, das mir über meine anerkannte Schulter gerutscht ist, und alles ist erstklassig an mir“ (NM, 233). Zunächst entspricht

12 Hilge Landweer: Gefühle: Von der Geschlechter- und der Emotionsforschung zu den Affect Studies. In: Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Hrsg. von Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch. Wiesbaden 2019. S. 1083-1092. Hier: S. 1087.

13 Zitiert wird, unter Angabe der Seitenzahl, aus: Irmgard Keun: *Das kunstseidene Mädchen*. In: Dies.: *Das Werk*. Hrsg. von Heinrich Detering und Beate Kennedy. Bd. 1: Texte aus der Weimarer Republik 1931-1933. 2. Aufl. Göttingen 2018. S. 232-387. Hier: S. 260. Im Folgenden abgekürzt als *KM*.

Doris also tatsächlich, insbesondere äußerlich, dem Bild der Neuen Frau: Sie entwirft ein leuchtendes Bild ihrer Zukunft, stürzt sich optimistisch in den Alltag der Großstadt, genießt das Nachtleben und die Gesellschaft der sie umgebenden Figuren. Schließlich aber endet ihre Geschichte mit dem tiefgreifenden Gefühl der Resignation im Wartesaal des Bahnhofs Zoo und Doris erkennt: „Auf den Glanz kommt es nämlich vielleicht gar nicht so furchtbar an“ (NM, 387).

In ihren Schilderungen schwankt sie zwischen dem oberflächlichen Begehren nach Status- und Kapitalgewinn und dem genauen Ergründen der Ereignisse, die ihr widerfahren. Dass sie dabei nicht völlig unbeteiligt reagieren kann, liegt auf der Hand: So setzt sie sich kontinuierlich mit den Einschränkungen auseinander, denen sie als unterprivilegierte junge Frau begegnet und die sie verunsichern, sich jedoch oftmals ihrem Verständnis entziehen. Nachfolgend soll es darum gehen, wie der Text Momente der Befremdung der Erzählerin inszeniert, auf welche Textverfahren er also zurückgreift, um ihr Unbehagen narrativ und stilistisch zu arrangieren. Diese Momente, die zunächst durch äußere Ereignisse evoziert werden, werden als körperlich spürbare Irritationen arrangiert. Durch ihre oftmals brüchige Sprache, also ihre ganz eigene Prosodie, werden die sozialen Erlebnisse, die Doris innerhalb der zeitgenössischen Ordnung macht, als körperlich eingeschriebenes Erfahrungswissen erkennbar. Dieser Übergang vor allem von vorbewussten, sich anbahnenden Erkenntnissen, die über den Körper spürbar werden, wird immer wieder in einer spezifischen Leibgebundenheit inszeniert, etwa wenn es direkt zu Beginn heißt: „Das war gestern abend so um zwölf, da fühlte ich, daß etwas Großartiges in mir vorging“ (KM, 232).

Neben den körperlichen Einschreibungen ihrer Erlebnisse zeigt sich an Doris jedoch ebenso die Fähigkeit, ihr gesammeltes Erfahrungswissen in analytische Kategorien zu überführen. An solchen Stellen artikuliert sie sich ohne Umschweife als erzählendes Ich, teilweise satirisch und entsprechend selbstbewusst, und demonstriert so eine gewisse Überlegenheit auch gegenüber ihrem (zuvor) erlebenden Ich. Diese Diskrepanzen zwischen Gefühl und Wissen, die unterschiedlich stark ausgeprägt sein können, werden immer wieder genau inspiziert und ausgeleuchtet. Anhand ihrer eigenen emotionalen oder affektiven Beteiligung lassen sich so unterschiedliche Ebenen des körperlich-leiblichen Erlebens erkennen.

Das Bekenntnis zur eigenen Gefühlswelt indes ist angesichts der um sich greifenden Kälte alles andere als selbstverständlich. Prägend für das Zusammenleben in der Zeit der Weimarer Republik, so hat es Helmut Lethen beschrieben, ist die Aufforderung zur Distanz. Die ‚kalte Gesellschaft‘ wird der ‚warmen Gemeinschaft‘ in diesem Polaritätsdenken vorgezogen, was sich wiederum auch in den literarischen Texten der Zeit niederschlägt. So ist in der Artikulation authentischer Gefühle Zurückhaltung angezeigt. Daraus folgt: In der Schamkultur „sind die inneren Zeichen an den Körper zurückgebunden, Gefühle äußern sich in motorischen Gebärden“¹⁴, werden aber nicht unmittelbar kommuniziert. Dies zeigt sich auf charakteristische wie eigentümliche Weise auch an Doris, die am Ende des Romans resigniert ihre Karriereträume und ihre große Liebe aufgeben muss:

Ist ja alles nicht so wichtig – ich bin etwas betrunken – vielleicht geh ich auch nicht zu Wartesaal Zoo – und in eine schicke und dunkle Bar, wo man nicht sieht, daß meine Augen totgeweint sind – und lasse mich einladen von einem und nichts sonst – und tanze und trinke und tanze – ich hab’ so Lust – tanze –

14 Helmut Lethen: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. Frankfurt am Main 1994. S. 34.

das ist die Liebe der Matrosen – wir sind ja doch nur gut aus Liebe und böse oder gar nichts aus Unliebe – und wir verdienen auch keine Liebe, aber wir haben ja sonst gar kein Zuhause. (KM, 386)

Diese kurze *Stream-of-Consciousness*-Passage bewegt sich stark an der Grenze zum Sentimentalen. Die Satzabbrüche signalisieren die Skrupel, das tatsächliche Gefühl, den Schmerz, zu benennen. Stattdessen ist von verweinten Augen die Rede, also einem äußeren Zeichen von Trauer, wobei sich das Make-Up wiederum als Indiz für die vorherige Maskierung auflöst. Und auch das Tanzen sorgt nur für eine kurzzeitige Entlastung von der emotionalen Last der Einsamkeit, die in einem nächsten Schritt mit dem abrupten Wechsel von der Ich-Perspektive zu einem imaginierten Wir in gewisser Weise geglättet wird. Genau in solchen Textbewegungen, wenn sich die Maskerade einer Figur aufzulösen beginnt, besteht nach Lethen der Wiedererkennungswert der Neuen Sachlichkeit.¹⁵

Der Tagebuchroman zeigt so die genderspezifischen Erfahrungen einer jungen Frau, die sich im teilweisen beängstigenden Berlin zu behaupten versucht. Sie wird dabei permanent beeinflusst von den Ereignissen, die sie beobachtet, und offenbart einen überaus empfindlichen Sensor für die feinen Unterscheide im täglichen Zusammenleben. Als erlebendes Ich präsentiert Doris das, was ihr widerfährt, unmittelbar, indem sie mit ausgeprägter emotionaler Beteiligung spricht. Besonders schmerzhaft für diese Figur ist der Eindruck, über keine ausreichende Bildung zu verfügen:

Ich war eine kurze Zeit in einer ganz traurigen Wolke, denn immerzu sind in meinem Leben Dinge, die ich nicht weiß, und immer muß ich tun als ob und bin manchmal richtig müde vor lauter Aufpassen, und immer soll ich mich schämen müssen, wenn Worte und so Sachen sind, die ich nicht kenne, und nie sind Leute gut und so, daß ich Mut hätte zu ihnen, um zu sagen: ich weiß ja, daß ich dumm bin, aber ich habe ein Gedächtnis, und wenn man mir was erklärt, gebe ich mir Mühe, es zu behalten (KM, 256).

Thematisiert wird hier die Überforderung im Umgang mit anderen Figuren, die einen höheren Bildungsstand haben und denen sie sich unterlegen fühlt. Der Habitus dieser Figuren schüchtert sie derart sein, dass sie sich stellenweise einen kindlich-umgangssprachlichen Duktus aneignet, der ihre schwache Stellung und ihre Hilflosigkeit markiert. Über die Wolkenmetapher wird sowohl ihre Verletzbarkeit, aber auch eine räumlich-mentale Abgrenzung von der Situation angezeigt. Zugleich wird das innere, körperliche Erleben in den Blick genommen, wenn Traurigkeit, Müdigkeit und Scham benannt werden, also Gefühle und Zustände, die eben körperlich fundiert sind.

Zum Tragen kommt dieses Bewusstsein für die unterschiedlichen sozialen Positionen auch im Kontakt zu Ernst, einem Bekannten, bei dem sie zwischenzeitlich wohnt und in den sie sich schließlich auch verliebt. Ernst wiederum, ein 37-jähriger Werbezeichner, betrauert die Trennung von seiner Frau, lässt Doris jedoch einige Wochen bei sich wohnen. Sie wiederum spürt die soziale Kluft zwischen den jeweiligen sozialen Umgebungen: „[E]r hält mich wirklich für eine Unschuldige und bessere Familie“ (KM, 346f.). Schließlich erklärt sie, sich mit der abwesenden Konkurrentin vergleichend: „Ich spreche ja doch auch wenig und gebildet. ‚Ich bin müde‘, sag ich – welche Gebildete sagt dieses anders? ‚Danke‘ sag ich, ‚bitte‘ sag ich – welche Gebildete macht einen Unterschied von mir in diesen Worten?“ (KM, 347).

¹⁵ Vgl. ebd. S. 91.

Doris' Sprachgebrauch, den Kurt Tucholsky (durchaus anerkennend) als „verquatschte[s] Deutsch“¹⁶ bezeichnet hat, verfügt insgesamt über eine individualisierende Funktion, durch die die Hauptfigur in ihrer Handschrift (und der Text damit in seiner Poetologie) unverkennbar wird. Da die Diegese perspektivisch durchgängig an die Ich-Erzählerin gebunden ist, ist sie teilweise unzuverlässig. Sämtliche Ereignisse werden durch Doris' autodiegetischen Filter vermittelt, Dialoge nur gelegentlich als direkte Rede wiedergegeben. Irritierend ist in dieser Hinsicht eine Stelle, an der Ernst von seiner Ehefrau erzählt: „Können Sie sich denken, Fräulein Doris“, fragt er,

daß sie einen Verstand hatte, der wie ein richtiger fester Frauenkörper war? Sie war so ehrlich – und das war, als wenn sie sich auszog und man mußte sie liebhaben dann. Und ihre Lügen, das waren so ganz leichte bunte Stoffe, den Körper sah man durch – ihre Lügen waren auch ehrlich, man mußte ihre Lügen lieb haben – (KM, 347).

Der Vergleich, die Metapher sowie die Satzstellung – etwa das nachgeschobene Temporaladjektiv „dann“ – deuten hier im Grunde nicht auf Ernst als Urheber dieser Aussage hin, sondern vielmehr auf Doris selbst und ihren genuinen Sprachgebrauch. Noch merkwürdiger erscheint ihre Einordnung seiner Worte, wenn sie überlegt: „Warum hat denn das Schwein kein Hemd angezogen unter den leichten Stoffen, denke ich mir – und überhaupt redet er wie die Romane von den Eliten, und das ist eigentlich vollkommen dasselbe, ob ein Mann nun Romane schreibt oder verliebt ist“ (KM, 347). Ausgerechnet Doris, die selbst immer wieder prononcierte sprachliche Bilder und Vergleiche bemüht, um ihre Wahrnehmungen zu beschreiben, nimmt die Metapher von Ernst wörtlich und gibt vor, diese nicht zu verstehen. Daraufhin geht sie noch einen Schritt weiter, indem sie seine Ausdrucksweise mit „Romane[n] von den Eliten“ gleichsetzt, sich also auf Hochliteratur bezieht, wo sie doch im Grunde über ihre eigenen Darstellungsformen spricht. Selbstreferentiell ordnet die Ich-Erzählerin in dieser paradoxen Erzählsituation somit ihren Tagebuchroman, der überhaupt erst durch seine metaphorischen Ausdrücke formalästhetisch so originell wird, unter der Hand einer (männlich geprägten) Hochkultur zu, die sie unterdessen abwertet. Einige Seiten zuvor nämlich referiert sie noch über altmodische Kleidung, die sie mit „ein[em] gestorbene[n] Mittelalter wie so Romane“ (KM, 332) vergleicht.

Zugleich aber will sie ihren Text ausdrücklich auch nicht als Tagebuch verstanden wissen, denn „das ist lächerlich für ein Mädchen von achtzehn und auch sonst auf der Höhe.“ (KM, 233) Stattdessen lautet ihre Devise: „schreiben wie Film“ (KM, 233). Damit ordnet sie sich selbst den modernen Medien zu und wendet sich vom traditionellen Kanon ab. Der Film gehört zur neuen Zeit und zu ihrer Lebenswelt, in der sie sich nicht überfordert fühlt, Romane hingegen assoziiert sie mit einer Bildungstradition, die sie einschüchtert – obgleich sie im selben Moment einen schreibt.

Ohnehin begegnet Doris, die selbst über wenig kulturelles Kapital verfügt, Akademikern und Bildungsbürgern fast durchgängig mit spöttischer Distanz, so etwa dem „roten Mond“ (KM, 284), einem monarchistisch gesinnten Romanautor, den sie in der Berliner Künstlerkneipe Jockey begegnet:

¹⁶ Brief von Kurt Tucholsky an Irmgard Keun (16. Juli 1932). Kurt Tucholsky: Briefe 1928-1932. In: Ders.: Gesamtausgabe. Texte und Briefe. Hrsg. von Antje Bonitz, Dirk Grathoff, Michael Hepp und Gerhard Kraiker. Bd. 19. Hrsg. von Sabina Becker. Reinbek bei Hamburg 2005. S. 375.

Er war nur aus Zufall im Jockey, weil er unmodern ist und die neue Zeit ihn ekelt wegen Unmoral und der Politik. Er will die Kaisers wieder und schreibt Romane und ist bekannt von früher her. Er hätte auch Geist. Und Grundsätze: Männer dürfen und Frauen dürfen nicht. Nun frage ich mich nur, wie Männer ihr Dürfen ausüben können ohne Frauen? Idiot. / Er sagte mir: Kleine – und blähte seinen Bauch in Überlegenheit. Wie er fünfzig war, haben alle Zeitungen sich vor ihm gebeugt. Und er hat einen Leserkreis. Aber er hat auch studiert und Grundlagen von Kultur. Und er gilt. Und im Jockey macht er Studien. An mir auch. Er hat viele Romane geschrieben auf das deutsche Volk hin und jetzt wird Zersetzung geschrieben von kleinen Juden. Da macht er nicht mit. / Und der rote Mond hat einen Roman: „Die Wiese im Mai“, der hat sich hunderttausendmal aufgelegt und schreibt immer weiter, und es heißt jetzt: „Der blonde Offizier“ (KM, 284).

In ihrer ironisch-distanzierten Darstellung dieser Dichterfigur kommt Doris beinahe ohne Konjunktive und Kommentierungen aus. Vielmehr reiht sie stichwortartig die für seine Selbstdarstellung relevanten Attribute aneinander, ohne dabei auf die Chronologie des Werdegangs oder die Gewichtung der Eigenschaften Rücksicht zu nehmen („Er will die Kaisers wieder und schreibt Romane und ist bekannt von früher her“). Auch hier findet sich abermals die Abwertung des Kanons, die sie gar nicht mehr weiter ausführen muss. Der Clou liegt somit in den Anspielungen, die durch das Aufrufen gewisser Codes (Unmoral, Geist, Kultur, Studien, deutsches Volk etc.) eine subtile Voreingenommenheit aktiviert, ohne dass Doris ihre Ablehnung überhaupt noch explizit ausdrücken müsste.¹⁷ Zudem suggeriert der Indikativ die Glaubwürdigkeit der wiedergegebenen Selbstauskünfte des Autors, wobei Doris als Erzählerin auch an dieser Stelle über die privilegierte Position verfügt, dass andere Stimmen nur durch ihren monoperspektivischen Filter und durch die (durchaus überzeichnete) Inszenierung ihrer Naivität zur Sprache kommen.

Die (teils kindliche) Naivität wie auch die immer wieder treffenden Einwände, mithin die Derbheit ihres Vokabulars, sagen einiges über die Wissensbestände von Doris insgesamt: Hier artikuliert sich eine Figur durch kalkulierten Nonkonformismus und mit einer moralischen Intuition, die auf spezifisch weibliche, unterprivilegierte Erfahrungen rekurriert, wiederkehrend die entsprechenden Schief lagen adressiert, und damit oftmals ins Schwarze trifft. Ist Doris jedoch selbst unmittelbar von Herablassung oder Missachtung betroffen, gerät sie ins Stocken. Dann setzt zunächst die Sprachnot ein, zugleich entstehen jedoch produktive Metaphern, die Ausdrucksmöglichkeiten erweitern, wo es ihr scheinbar die Sprache verschlägt.

Weit davon abweichend ist Mela Hartwigs Ich-Erzählung *Aufzeichnungen einer Hässlichen* gestaltet. Hier demonstriert sich ein Subjekt, das bereits zu Beginn als völlig desillusioniert markiert ist. Zwar nimmt auch diese Protagonistin am öffentlichen Leben teil, doch schon ihre Berufswahl entspricht nicht dem weit verbreiteten Bild der unabhängigen Angestellten: Als Krankenschwester im pflegerischen Bereich tätig, sind Gefühlsarbeit und Dienstleistungen die Voraussetzungen für diese Geschichte, die fernab von jeglicher Idealisierung der Neuen Frau von einer kurzen Lebensphase einer Außenseiterin schlechthin handelt. Und auch diese Hauptfigur agiert vor der literarhistorischen

17 Der Autor wird damit nicht zuletzt jenem antiemanzipatorischen, antidemokratischen, modernitätsfeindlichen und damit kulturpessimistischen kulturellen Lager zugeordnet, das Shulamit Volkov einschlägig für die Zeit des Kaiserreichs beschrieben und das sich während der Weimarer Republik weiter verbreitet hat. Vgl. Shulamit Volkov: Antisemitismus als kultureller Code. In: Dies.: Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. Zehn Essays. München 1990. S. 13-36. Hier: S. 18f.

Folie der Neuen Sachlichkeit: Sie und ihr Antagonist, der Assistenzarzt Dr. B., zitieren die zeitgenössischen neusachlichen Register und setzen sich zu ihnen ins Verhältnis – Dr. B. wird dabei als überzeugter Vertreter der pragmatisch orientierten Neuen Sachlichkeit konturiert, während die Krankenpflegerin in ihrer Darstellungsweise zunehmend auf Träume, Illusionen und Phantasien zurückgreift, sich also eher der emphatischen Moderne zuordnen lässt.

3. „Erst im Traum fand ich mich einigermaßen zurecht“ – Mela Hartwigs *Aufzeichnungen einer Häßlichen* (1928)

1931 beschreibt Erika Mann zentrale Eigenschaften und erfolgsversprechende Voraussetzungen für von Autorinnen verfasste Literatur:

Seit kurzem gibt es einen neuen Typ Schriftstellerin, der mir für den Augenblick der aussichtsreichste scheint: Die Frau, die Reportage macht, in Aufsätzen, Theaterstücken, Romanen. Sie bekennt nicht, sie schreibt sich nicht die Seele aus dem Leib, [...] die Frau berichtet, anstatt zu beichten.¹⁸

Dass Hartwigs Protagonistin sich jedoch keineswegs an Manns Programmatik orientiert, indem sie etwa Formen der introspektiven Beichte durch nüchternes Berichten ersetzt, ist konstitutives Merkmal dieser Ich-Erzählung, die die Beichte vielmehr als Form der möglichst präzisen und adäquaten Selbsterforschung nutzt. In schonungslosen Bekenntnisszenen präsentiert die Krankenpflegerin ihr inneres Erleben in Form eines schmerzhaften, zugleich aber die eigene Geschichte als erzählenswert würdigenden Erkenntnisprozesses.

Teils noch recht nüchtern notiert Hartwigs Ich-Erzählerin: „Wenn es mir mein Äußeres gestattet hätte, wäre ich vielleicht Schauspielerin geworden. Ich sage mit Absicht vielleicht, weil es mehr als fraglich ist, denn wäre ich schön, so hätte ich es ja nicht notwendig gehabt.“¹⁹ So beiläufig weist sie den populären Lebensentwurf von zahlreichen weiblichen Hauptfiguren der 1920er Jahre (wie etwa Keuns Doris) zurück. Derartige Aufstiegswünsche liegen dieser Figur fern, das Ideal der Neuen Frau ist für sie so unerreichbar wie trügerisch. Ihr Ringen um Anerkennung erfolgt überwiegend im Privaten, doch in Fragen der Liebe ist sie chancenlos. Zunächst versucht sie noch, sich zumindest äußerlich den Modeidealen der Zeit anzunähern, indem sie sich selbst einen Bubikopf zulegt, muss aber schnell feststellen: „Ich kann nicht sagen, daß ich viel mehr damit erreichte als eine Veränderung meines Aussehens, und ich glaube nicht, daß sie mir zum Vorteil gereichte“ (*AeH*, 136). Was hier noch nach Nebensächlichkeiten klingt, verweist tatsächlich auf eine tiefgreifende Krise.

So beginnt sie ihre Geschichte mit radikalem Defätismus: „Ich bin häßlich. Dieses eine Wort ist meine kleine, lächerliche Geschichte“ (*AeH*, 131). Die Dymorphophobie, erstmals 1891 von Enrico Morselli

18 Erika Mann: Frau und Buch. In: Dies.: Blitze überm Ozean. Aufsätze, Reden, Reportagen. Hrsg. von Irmela von der Lühe und Uwe Naumann. Reinbek bei Hamburg 2000. S. 84-85. Hier: S. 85.

19 Zitiert wird, unter Angabe der Seitenzahl, aus: Mela Hartwig: *Aufzeichnungen einer Häßlichen*. In: Dies.: Das Verbrechen. Novellen und Erzählungen. Graz/Wien 2004. S. 131-202. Hier: S. 145. Im Folgenden abgekürzt als *AeH*.

beschrieben,²⁰ wird damit zum Ausgangspunkt dieser Erzählung. Negativität dominiert die Schilderungen der Krankenpflegerin von den ersten Zeilen an. Die Erzählsituation ist dabei einigermaßen bemerkenswert, denn obgleich die Narration zwischen gleichzeitigem und nachträglichem Erzählen changiert, wobei die nachträglich erzählten Teile überwiegen, findet sie ihren Ausdruck in einer beklemmenden Unmittelbarkeit. Diese wird durch oftmals über mehrere Seiten präsentierte Anteile dramatischer Gedankenrede und -zitate erreicht, die, obwohl sie in der Vergangenheit situiert sind, in ihrer Brisanz eine ausgeprägte Präsenz evozieren. Die Autodiegese, die durch den Titel ausdrücklich als eine Art schriftliches Erinnerungsprotokoll markiert ist, kreist um die existenzielle Frage nach der eigenen Relevanz, zugleich präsentiert sich die Ich-Erzählerin von Beginn an als Zentrum des Textgefüges.

Die Handlung, die sich nun entspinnt, könnte auf den ersten Blick kaum trivialer sein: Die Krankenpflegerin verliebt sich hoffnungslos in den Assistenzarzt Dr. B., der gerade eine neue Stelle am Krankenhaus angetreten hat. Doch was zunächst nach Schemaliteratur aussieht, wandelt den gängigen Plot des Genres entscheidend ab und entwickelt sich zu einem hochkomplexen Geflecht aus amouröser Obsession und Verzweigung, das gerade nicht die heile Welt zelebriert, sondern letztlich die Sinnangebote der neusachlich-kalten Gesellschaft auslotet.

Die Erzählung stellt sowohl stilistisch als auch inhaltlich die „spröde Wirklichkeit“ (AeH, 146) einer Tatsachenwelt und die „schlafwandlerische Sicherheit“ (AeH, 146) einer Traumwelt in Opposition zueinander. So entsteht, gewissermaßen durch das Aufeinandertreffen von ‚männlichem‘ „Antiillusionismus“²¹ und ‚weiblicher‘ Exaltiertheit, ein Schwanken zwischen gesellschaftlichem Anpassungsdruck und den eigenen Bedürfnissen. Auch die Ursache für den handlungsmotivierenden Konflikt besteht in einer unverträglichen Antithese: Die Hauptfigur hält sich selbst für unsäglich hässlich und bekennt in Bezug auf Dr. B.: „Ich liebte ihn, weil er schön war“ (AeH, 147). Diese unmögliche Liebe wird von Anfang an durch das asymmetrische Verhältnis der beiden Figuren geprägt, setzt sich fort und intensiviert sich bis zum Suizidversuch der Krankenpflegerin, den sie jedoch plötzlich abbricht. Als eher pragmatisch gezeichnete Wissenschaftlerfigur steht Dr. B. der Krankenpflegerin mit ihrer Gefühlsbetontheit diametral entgegen. Die vollständig misslingende Kommunikation der beiden Figuren deutet sich bereits an, als die Krankenpflegerin ihm von ihren massiven Selbstzweifeln erzählt:

Er stand auf, ging im Zimmer auf und ab. Er schien bewegt. Endlich blieb er vor mir stehen: ‚Ich weiß nicht, ob es recht von mir ist, daß ich Sie in Ihrem Vertrauen zu mir ermutige, weil ich nicht weiß, ob ich Ihr Vertrauen verdiene. Ich kann sehr gut verstehen, daß Sie sprechen müssen, aber vielleicht wäre es eher meine Pflicht, Sie daran zu hindern, als Sie dazu zu ermutigen. Es gibt Dinge, die man auch einem Kameraden, dem besten Kameraden, ja nicht einmal dem Freund anvertraut. Daß Sie sich über Ihr Gesicht so sehr grämen, ist meiner Ansicht nach kindisch. Es läßt sich doch nicht ändern. Sie müssen damit doch als mit einer gegebenen Tatsache rechnen. Sie müssen eben den Schwerpunkt Ihres Lebens verlegen. Sie müssen Ihre Bedürfnisse vergeistigen. [...] Übrigens würde ich Ihnen ernstlich raten, Sport zu betreiben.‘ (AeH, 163).

20 Vgl. Massimo Cuzzolaro und Umberto Nizzoli: Enrico Morselli and the Invention of Dysmorphophobia. In: Body Image, Eating and Weight. A Guide to Assessment, Treatment, and Prevention. Hrsg. von Massimo Cuzzolaro und Secondo Fassino. Cham 2018. S. 85-95. Hier: S. 86.

21 Vgl. Kurt Pinthus: Männliche Literatur. In: Das Tagebuch 10 (1929) H. 1. S. 903-911. Hier: S. 904.

Im Verlauf der sich im Rückblick entfaltenden Handlung wird die anfängliche Liebe zur Besessenheit, führt zu wiederkehrenden Szenen der Distanzlosigkeit und Bedrängung und auch zur Selbsterniedrigung der Protagonistin. Nachdem sie sich ein Kind von Dr. B. gewünscht und dieser sie brüsk zurückgewiesen hat, steht die endgültige Entzweiung der beiden fest.

In der Retrospektive entsteht nun eine (ihr Verhalten letztlich legitimierende) Verbindung zwischen den Bereichen des Rechts und des Affekts. Anhand ihrer Ideale, Träume und Phantasien dokumentiert sich zugleich die zeitweise Entgrenzung ihres Bewusstseins, das durch scheinbare Rationalisierungsstrategien bezüglich ihrer legitimen Rechte und Ansprüche wieder eingehegt wird. Die Kollisionen von Wunsch und Wirklichkeit, Liebe und Recht, die bemüht werden, prägen die *Aufzeichnungen* bis zum Schluss. So gesteht die Krankenpflegerin in der finalen Konfrontation mit Dr. B., den asymmetrischen Konnex ihrer Gefühls- und Rechtsvorstellungen verdeutlichend:

[I]ch klage mich selbst an. Ich habe mich betrogen. [...] Ich habe über meine Kräfte, über meine Grenzen, über meine Rechte hinaus gelebt. Ich habe eine andere, eine phantastische, wollüstige, zweideutige Wirklichkeit des Herzens gelebt, die über Sie hinaus wuchs, die mein Gehirn mit Wollust überschwemmte und zum Paroxysmus der Selbstsucht wurde. (*AeH*, 198).

An dieser Stelle wird das zugrundeliegende semantisch-dramaturgische Spannungsverhältnis der Ich-Erzählung sehr deutlich: Das vormals verstiegene, distanzlose Verhalten der Krankenpflegerin wird eingestanden und beklagt, also in einem sprachlich-performativen Akt verurteilt. Dabei wird der Kontrast zwischen den enthemmten Verhaltensweisen und dem nachträglichen nüchternen Schuldspruch, der sich auch klinischer Symptomatik bedient, auch sprachlich eingeholt, bleibt durch die metaphorische Wendung von der „phantastische[n], wollüstige[n], zweideutige[n] Wirklichkeit des Herzens“ allerdings eher diffus. Das Fehlverhalten wird somit zwar grundsätzlich verurteilt, jedoch nicht durch eine etwaige Benennung der ‚Tatbestände‘ konkret ausgeführt. Vielmehr zeigt sich hier ein für Mela Hartwig spezifisches Verfahren, durch das die Protagonistin ihr (inneres) Erleben beschreibt, für das ihr anscheinend die Worte fehlen – entweder, da sie ihr nicht zur Verfügung stehen oder da sie schlechterdings nicht existieren. Diese Textkonfiguration, durch die das realistische Gefüge der Erzählung immer wieder abgelöst wird, arrangiert auf der Ebene der Darstellung immer auch die inhaltlich vermittelten Brüche der Selbstwahrnehmung und -thematisierung der Ich-Erzählerin, die nicht restlos zugänglich zu sein scheinen. Verstärkt werden die Entrückungen dieser Figur zusätzlich in einigen Spiegelszenen, die den nüchtern-sachlichen Duktus des Textes insgesamt aufheben.

Der Spiegel fungiert im Text als zentrales Symbol der sich zuspitzenden Krisenerscheinungen der Ich-Erzählerin. Während sie zunächst über ihren eigenen Anblick noch halbwegs gemäßigt schreibt, sie sehe im Spiegel ein Gesicht, „das [ihr] vertraut war und dessen Fehler [sie] zu beschönigen gewohnt war“ (*AeH*, 131), führen die späteren Auseinandersetzungen mit ihrem Spiegelbild zu ernsthaften Auseinandersetzungen mit sich selbst:

Abends, wenn ich mich in mein Zimmer einschloß, kniete ich vor meinen Spiegel hin und bettelte um Nachsicht. Es war ein Kampf um Leben und Tod. Um meine Augen bildeten sich dunkle Ringe, und ich beredete mich, daß sie meine Augen glänzender erscheinen ließen. Aber das war ja so wenig, ich haderte mit meinem Spiegel um jeden Zug. (*AeH*, 147).

Insbesondere in der intimen spiegelbildlichen Selbstbegegnung mit sich selbst verstärkt sich die Fixierung auf das Defizitäre, die sich später zu Suizidgedanken auswachsen wird. Eine Intensivierung der Darstellung der ohnehin schon drastisch vermittelten Bewusstseinsinhalte der Erzählerin zeigt sich anhand der zahlreichen Traumsequenzen. Vor allem durch das Mittel des erzählten Traums verliert der Text die bruchlose Anschlussfähigkeit an die Neue Sachlichkeit. Die Wahrnehmung (und bisweilen auch Vorausdeutung) der fiktionalen Realität wird erzähltechnisch erweitert durch Träume, die (im eher surrealistischen oder expressionistischen Register) unmittelbar auf die konkrete Handlung Bezug nehmen und so das Unbewusste und Unverarbeitete der Erzählerin versinnbildlichen. Nach dem Tod eines Patienten legt sich die Krankenpflegerin übermüdet schlafen:

Erst im Traum fand ich mich einigermaßen zurecht. Die Frau des Toten wollte sich durchaus zum Fenster hinunterstürzen. Da sprang der Tote aus dem Bett, packte sie und hielt sie zurück. Dr. B. sah mich vorwurfsvoll an und sagte: ‚Das ist Verantwortlichkeit.‘ ‚Aber es war gar kein Fenster, es war ja nur ein Spiegel‘, verteidigte ich mich schluchzend. Der Tote grinste, daß es mir durch Mark und Bein ging. ‚Eine traurige Lebensweisheit‘, höhnte Dr. B. Dann hielt mir mit einem Male irgend jemand einen Spiegel vors Gesicht, wie um sich über mich lustig zu machen, aber er bereitete mir nur eine namenlose Genugtuung damit, denn der Spiegel, den er mir vorhielt, war blind. Aber dann war es gar kein Spiegel mehr, sondern eine handgroße Lupe, und Dr. B. suchte Zoll für Zoll mein Gesicht ab und schüttelte ununterbrochen mißbilligend den Kopf, bis ich sie ihm aus den Händen riß und mit Füßen und Fäusten zu einem Brei aus Splittern und Blut zerstampfte. Daraufhin ließ er mir die Zwangsjacke anlegen, und ich wurde in eine Irrenzelle gebracht, deren Wände, Fußboden und Decke aus Spiegelglas waren. Da begann ich zu tanzen, was blieb mir denn anderes übrig, tanzte an allen Ecken und Enden der Zelle zugleich, vervielfältigt, nickte meinen stummen, gespenstisch bewegten Gefährtinnen in der Zwangsjacke grauenhaft lächelnd zu, bis ich zu gewohnter Stunde, wie gerädert, erwachte. (AeH, 159).

Zuvor, kurz vor dem Tod des Patienten und nach einer Begegnung mit Dr. B., schaut sie in den Spiegel: „In diesem einzigen Augenblick des Lebens ergriff mich Raserei. Ich spie das Glas an, riß den Spiegel von der Wand, stieß ihn zu Boden, zerstampfte ihn mit Füßen und Fäusten zu einem Brei aus Splittern und Blut“ (AeH, 158).

Der Traum übernimmt hier verschiedene Funktionen: Zum einen fasst er in komprimiert-verfremdender Form ihre zentralen, hier fragmentierten, Erlebnisse mit Dr. B. zusammen: So hat sie bei der ersten Begegnung mit ihm durch ein plötzlichen Kontrollverlust tatsächlich unfreiwillig getanzt. Zum anderen stellt die Traumsequenz ihre existenziellen Befürchtungen aus und simuliert dabei über die assoziativen, schnellen, grotesk anmutenden Bilderfolgen die formale Struktur von Träumen. Darüber hinaus lässt sich eine proleptische Funktion hinsichtlich des Endes der Erzählung erkennen, als sie, wiewohl nicht als Patientin, sondern weiterhin als Pflegerin, in die Psychiatrie wechselt. Dieser Traum generiert somit den Blick auf die Erzählerin als eine Gefangene ihrer eigenen Bewusstseinszustände, die sich in einem mentalen Bereich zwischen Traum und Realität verortet und dementsprechend artikuliert.

So entsteht im Modus der monoperspektivischen Erinnerungen, zu denen sich die Ich-Erzählerin teils nachträglich erzählend, teils unmittelbar (nach-)erlebend, ins Verhältnis setzt, ein geradezu onirisches Erzählmodell mit komplexen Elementen aus Träumen, Illusionen, Phantasien, Imaginationen, (Selbst-)Anklagen und späten Erkenntnissen. Auch sprachlich-stilistisch entstehen Verschränkungen, die zwischen den neusachlichen und expressionistischen, teils auch

surrealistischen, Verfahrensweisen changieren: Die dramatischen Bilderwelten stellen in einer emotional aufgeladenen Sprache Stimmungen und Gefühle dar, die zugleich mit einer beinahe fotografischen Präzision eingefangen werden. Paradox zur geschilderten Drastik des Traums verhält sich so auch die einleitende Bemerkung „[e]rst im Traum fand ich mich einigermaßen zurecht“, die wiederum auf den hohen Stellenwert von Träumen für die Erzählerin rekurriert, die bereits zuvor auf die Vorzüge einer „schlafwandlerische[n] Sicherheit“ (AeH, 146) hingewiesen hat und damit insgesamt das programmatische Verhältnis von Traum und Handlung anzeigt.

In der Exposition erst, so lässt sich abschließend festhalten, konstituiert sich dieses Subjekt: Hier findet es einen Weg, sich adäquat zu artikulieren. Inhalt und Form, die zahlreichen Geständnisszenen und die Drastik der Schilderungen, mithin die (rhetorische) Gnadenlosigkeit im Umgang mit sich selbst bleiben dabei immerzu aufeinander verwiesen. Die Ich-Erzählerin reagiert mit einer ausgeprägten körperlichen Exaltiertheit auf die Glücksversprechungen der 1920er Jahre, die ihr verwehrt bleiben, was sich immer wieder auf die Darstellungsebene auswirkt. Mit der Niederschrift der eigenen Geschichte verfestigt sich somit nicht zuletzt das Anliegen, die eigene Perspektive nicht nur auszustellen, sondern auch als relevant zu würdigen. Für die Darstellung ihrer Geschichte indes wählt sie eine Darstellungsweise, die die männlich konzipierte Neue Sachlichkeit wiederkehrend aushebelt, indem sie nicht etwa auf die Mittel des Berichtens und Dokumentierens setzt, sondern vielmehr auf das Gestehen, das hier auch explizit immer wieder mit Semantiken aus dem Bereich des Rechts – also wiederum der Sachlichkeit und Neutralität – verknüpft wird. In diesen wiederkehrenden Wechselbewegungen besteht das Spiel mit den neusachlichen Sinnansprüchen und Verfahren, die auf die Probe gestellt werden. Durch den Einsatz des erzählten Traums und die Ausgestaltung von Phantasien und Phantasmen markiert der Text schließlich die Unzulänglichkeit ausschließlich realistisch orientierter Verfahren.

4. Schluss

Bei abschließender Betrachtung zeigt sich, dass sich die Protagonistinnen von Hartwig und Keun durch den gesellschaftlichen Wandel mit den Lebensentwürfen der sie umgebenden Figuren konfrontiert sehen, die sie wiederum mit ihren eigenen Existenzweisen abgleichen, zum Teil übernehmen, aber auch kritisieren und bisweilen weiterentwickeln. Ihnen gemein ist die genaue Beobachtung der Gesellschaft aus der individuelle Orientierungsversuche erfolgen; so etwa im urbanen Umfeld, im Umgang mit anderen Figuren und auch mit der Liebe. Durch solche Selbstfindungsszenarien suchen sie nach Möglichkeiten, im neusachlichen Gefüge der Zwischenkriegszeit ihren Platz zu finden. Das Diktat der Kälte und der Nüchternheit führt dabei zu den individuellen Grenzerfahrungen, die wiederum durch die hervorgehobenen Schwächen der Figuren, im Fall von Doris der Mangel an Bildung und hinsichtlich der Krankenpflegerin die vermeintliche Hässlichkeit, in den Blick genommen werden. Während also die Neue Sachlichkeit mit ihren Losungen und Devisen im Hintergrund wirkt und reflektiert wird, entwickeln die Texte unterschiedliche Zugänge zu den jeweiligen Notlagen, was sich in inhaltlicher und stilistischer Hinsicht wie auch in den Gefühls- und Denkstrukturen der Protagonistinnen zeigt.

Insofern als Keuns Doris sich dem mondänen Nimbus der Neuen Frau zumindest zeitweise annähert, ist sie in die neue, moderne Gesellschaft zwar integriert, durch ihre Augen und ihre Darstellungsweise wird diese aber zugleich als problematisch beobachtbar. Bei Keun zeigt sich das Problem der Neuen Sachlichkeit und der Neuen Frau also nur teilweise über Figur und Inhalt, wesentlich brisanter aber auf der Darstellungsebene, durch eine spezifische Prosodie, die wiederkehrend das Unbehagen, mithin die Sprachnot der Protagonistin illustriert. Zugleich aber legt sie eine Beredsamkeit an den Tag, mit der sie ihre eigene unterprivilegierte Stellung innerhalb der sozialen Ordnung treffend analysiert und auch entsprechend zum Ausdruck bringt. Durch ihre Anpassungsfähigkeit, ihr intuitives Handeln und ihren überlegt eingesetzten Nonkonformismus eignet sich Keuns Sympathieträgerin eher zur Popularisierung, was schließlich wohl auch Keuns prominente Position im Kanon des 20. Jahrhunderts begünstigt hat.

Hartwig wiederum verbindet verfahrenstechnisch wie auch inhaltlich den Expressionismus der emphatischen Moderne mit den realistischen Verfahren der Neuen Sachlichkeit. Bereits der Titel *Aufzeichnungen einer Häßlichen* signalisiert eine weitaus weniger affirmative Haltung gegenüber der Aufbruchsstimmung der ‚Goldenen Zwanziger‘. Die Erzählung zeigt vielmehr, wie sehr ihre weibliche Hauptfigur angesichts neuer Modeerscheinungen und Massenkultur überfordert ist: Die schematische Typologie des hedonistischen Flapper-Girls wird hier aufgehoben. Der Krankenpflegerin fehlt die Unbeschwertheit und Leichtigkeit, mit der Keuns Zeitgeistheldin Doris die neusachlichen Settings der 1920er Jahre erprobt, völlig. Sie berichtet und beichtet von ihren Erlebnissen in der neusachlichen Ordnung der Moderne. Mit der Kombination aus beinahe pathetischer Verzweiflung und Ernüchterungsrhetorik wird die Desillusionierung bei Hartwigs beschädigter Figur so von Anfang an angezeigt. Der Text erzählt die Geschichte einer weitgehend bindungslosen Frau, die an ihrer vermeintlichen Unzulänglichkeit verzweifelt. So missrät Hartwigs Ich-Erzählerin hier nicht bloß ein Bubikopf, vielmehr wird dieser vermeintlich nebensächliche Lapsus mit Blick auf ihre missglückende Lebensführung zum Zeichen für ihr Scheitern: Da, wo sie auf die Lösungen der Neuen Sachlichkeit setzt, die bestimmte Lösungsvorschläge für konkrete Probleme bereithält, sei es in Form einer äußerlichen Annäherung an die modischen Ideale der Zeit oder durch pragmatische Entscheidungen, versagt sie. Einen Ausweg aus ihrer Misere kann Hartwigs Text diesem schwierigen Subjekt zwar nicht weisen, doch findet dieses im Aufschreiben ihrer eigenen Geschichte einen Zugang zu sich selbst, der eigene Darstellungsweisen jenseits männlich-neusachlicher Verfahren ermöglicht.

Damit lässt sich insgesamt festhalten, dass beide Autorinnen in ihren Texten Verfahren entwickeln, die der Ordnung der kalten Sachlichkeit die Prinzipien von Körperlichkeit, Innerlichkeit und Expressivität entgegensetzen. Der Körper und das innere Erleben stellen so die zentralen Instanzen dar, die sich als unhintergebar für ihre Erkenntnisse und Einsichten erweisen. Während im Fall von Keuns Doris vor allem über die spezifische Prosodie der Ich-Erzählerin die leiblichen Dimensionen der Wahrnehmung in den Blick rücken, sind es bei Hartwig die phantastischen Traumsequenzen, durch die das drastische Erleben arrangiert wird. In der intensiven Konzentration auf das innere Erleben zeigt sich damit eine Weiblichkeit der Neuen Sachlichkeit, die die vorwiegend männliche, realistisch orientierte Sachlichkeit kritisch reflektiert.

Mit der Inszenierung des inneren Erlebens der Figuren entsteht so insgesamt ein Eigensinn des Erzählens, der ein spezifisch weibliches Selbst- und Weltverhältnis zum Ausdruck bringt. Keun und Hartwig formulieren mit ihren Verfahren eine Alternative weiblichen Schreibens und Erzählens, das auch Augenblicke der Sprachnot aufnimmt und immer wieder die Irritationen in den Blick nimmt, die die Figuren erleben. Im Ausstellen des Inneren nämlich zeigen sich das Unbehagen oder das Unglück nicht nur als individuelle Widerfahrnisse, sondern auch in einer gesellschaftlichen Dimension.

Literatur

- Baßler, Moritz: Deutsche Erzählprosa 1850-1950. Eine Geschichte literarischer Verfahren. Berlin 2015. S. 293.
- Becker, Sabina: Neue Sachlichkeit. Bd. 1: Die Ästhetik der neusachlichen Literatur (1920-1933). Köln/Weimar/Wien 2000.
- Cuzzolaro, Massimo und Umberto Nizzoli: Enrico Morselli and the Invention of Dysmorphophobia. In: Body Image, Eating and Weight. A Guide to Assessment, Treatment, and Prevention. Hrsg. von Massimo Cuzzolaro & Secondo Fassino. Cham 2018. S. 85-95.
- Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Frankfurt am Main 1986.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Stimmungen lesen. Über eine verdeckte Wirklichkeit der Literatur. 2. Aufl. München 2017.
- Hartwig, Mela: Aufzeichnungen einer Häßlichen. In: Dies.: Das Verbrechen. Novellen und Erzählungen. Graz/Wien 2004. S. 131-202.
- Keun, Irmgard: Das kunstseidene Mädchen. In: Dies.: Das Werk. Hrsg. von Heinrich Detering und Beate Kennedy. Bd. 1: Texte aus der Weimarer Republik 1931-1933. 2. Aufl. Göttingen 2018. S. 232-387.
- Gabriele Kreis: „Was man glaubt, gibt es.“ Das Leben der Irmgard Keun. Zürich 1991.
- Landweer, Hilge: Gefühle: Von der Geschlechter- und der Emotionsforschung zu den Affect Studies. In: Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Hrsg. von Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch. Wiesbaden 2019. S. 1083-1092.
- Lethen, Helmut: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. Frankfurt am Main 1994.
- Lethen, Helmut: Der Habitus der Sachlichkeit in der Weimarer Republik. In: Literatur der Weimarer Republik 1918-1933. Hrsg. von Bernhard Weyergraf. München/Wien 1995. S. 371-445.
- Mann, Erika: Frau und Buch. In: Dies.: Blitze überm Ozean. Aufsätze, Reden, Reportagen. Hrsg. von Irmela von der Lühe und Uwe Naumann. Reinbek bei Hamburg 2000. S. 84-85.
- Pinthus, Kurt: Männliche Literatur. In: Das Tagebuch 10 (1929) H. 1. S. 903-911.
- Rühle-Gerstel, Alice: Das Frauenproblem der Gegenwart. Eine psychologische Bilanz. Leipzig 1932.
- Schoor, Kerstin: Vorwort. In: Zwischen Rassenhass und Identitätssuche. Deutsch-jüdische literarische Kultur im nationalsozialistischen Deutschland. Hrsg. von ders. Göttingen 2010. S. 10-15.
- Tucholsky, Kurt: Brief an Irmgard Keun (16. Juli 1932). Kurt Tucholsky: Briefe 1928-1932. In: Ders.: Gesamtausgabe. Texte und Briefe. Hrsg. von Antje Bonitz, Dirk Grathoff, Michael Hepp und Gerhard Kraiker. Bd. 19. Hrsg. von Sabina Becker. Reinbek bei Hamburg 2005. S. 375.

Volkov, Shulamit: Antisemitismus als kultureller Code. In: Dies.: Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. Zehn Essays. München 1990. S. 13-36.

Vollmer, Hartmut: Mela Hartwig: In: Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Hrsg. von Andreas B. Kilcher. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar 2012. S. 191-192.

Dr. Marijke Box

Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)

Universität Bielefeld

marijke.box@uni-bielefeld.de

Graduiertenkolleg des IZG „Geschlecht als Erfahrung. Konstitution und Transformation gesellschaftlicher Existenzweisen“ ist gestartet

Ein neues Graduiertenkolleg am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZG) der Universität Bielefeld wird die Geschlechterforschung fächerübergreifend weiterentwickeln. Welche Erfahrungen machen Menschen mit ihrem Geschlecht? Wie fühlt es sich an, ein bestimmtes Geschlecht sein zu müssen oder sein zu wollen? Und welche Bedeutung haben diese Erfahrungen für den Wandel von Geschlechterverhältnissen und von Lebensweisen als Frau, als Mann oder als ein anderes Geschlecht? Diesen und ähnlichen Fragen geht das Graduiertenkolleg ab Mai 2021 nach. Über zunächst viereinhalb Jahre forschen zehn Doktorand*innen und eine Postdoktorandin aus unterschiedlichen Disziplinen in der neuen Einrichtung. Der Name des Kollegs: „Geschlecht als Erfahrung. Konstitution und Transformation gesellschaftlicher Existenzweisen“. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat das Kolleg jetzt bewilligt und fördert es mit 3,8 Millionen Euro. Sprecherin ist die Geschlechtersoziologin Professorin Dr. Tomke König.

Das Graduiertenkolleg (GRK) untersucht Erfahrungen, die Menschen mit ihrer Geschlechtlichkeit im Horizont von Gesellschaft machen. Im Mittelpunkt stehen das körperlich-leibliche Erleben und die sozialen Erfahrungen mit dem geschlechtlichen In-der-Welt-Sein. Wie erleben Menschen ihre geschlechtliche Existenzweise? Wie konstituiert sich Geschlecht in gelebten Erfahrungen und in der Verschränkung mit anderen Dimensionen der Existenz (Klasse, Ethnizität, Staatsbürgerschaft, Sexualität, Gesundheit, Alter, Religion)? Inwiefern stellt gerade die leibliche Dimension eine Voraussetzung für die Transformation von Geschlechterordnungen dar? Mit diesem Fokus auf die körperliche Leiblichkeit und den komplexen Erfahrungsraum von Geschlecht überbrückt das Forschungsprogramm die in der Geschlechterforschung seit langem etablierte Zweiteilung in ‚dekonstruktivistische‘ und ‚essentialistische‘ Ansätze. Gemäß dem Essentialismus werden Menschen hauptsächlich oder überwiegend von ihrer biologischen Natur bestimmt und kaum von ihrer sozialen Umwelt. Der Dekonstruktivismus geht hingegen davon aus, dass Geschlechtsidentitäten und -rollen im sozialen Miteinander erlernt werden. So werden häufig unterschiedliche Verhaltensweisen bei weiblichen und männlichen Kindern und Erwachsenen gefördert: etwa, wenn einerseits aggressives Verhalten geduldet und andererseits selbstloses Verhalten eingefordert wird.

Solche und ähnliche Themen will das Graduiertenkolleg im interdisziplinären Austausch bearbeiten und damit die Perspektive der Einzeldisziplinen überschreiten. Aus diesem Grund kooperieren im Graduiertenkolleg Fachrichtungen, die bislang in der Geschlechterforschung weitgehend getrennte Wege gegangen sind: American Studies, Germanistische Literaturwissenschaft, Gesundheitswissenschaften, Politikwissenschaft, Soziologie und Sportwissenschaft. Ziel dieser Kooperation ist es auch, innovative interdisziplinäre Forschungsansätze im Bereich der Geschlechterforschung weiter voranzutreiben. Vermittelt über zwei Forschungssäulen – die Konstitution gesellschaftlicher Existenzweisen (I) und die dadurch ermöglichte Transformation der Geschlechterordnungen (II) – sollen in den einzelnen Projekten die empirischen Gegebenheiten von Geschlecht einerseits und die theoretischen Konzeptionen der Kategorie Geschlecht andererseits systematisch aufeinander

bezogen werden. Das Ziel des Qualifizierungskonzeptes ist es, die Fertigstellung innovativer Doktorarbeiten in der Förderzeit von drei Jahren zu ermöglichen und Doktorand*innen auf wissenschaftliche und außerwissenschaftliche (auch internationale) Karrieren vorzubereiten. Das auf das Forschungsprogramm zugeschnittene Qualifizierungskonzept greift auf langjährige Erfahrungen und bestehende Strukturen der Universität Bielefeld zurück. Die für Karrieren im Wissenschaftssystem unerlässliche Ausbildung disziplinärer Kompetenzen wird im GRK systematisch mit der Aneignung interdisziplinärer Perspektiven verschränkt. Spezifische Arbeitsformate bilden den Rahmen für innovative Forschung, einen kontinuierlichen Austausch unterschiedlicher Disziplinen sowie die Entwicklung gesellschaftsrelevanter Themen der Geschlechterforschung für die scientific community und die breitere Öffentlichkeit.

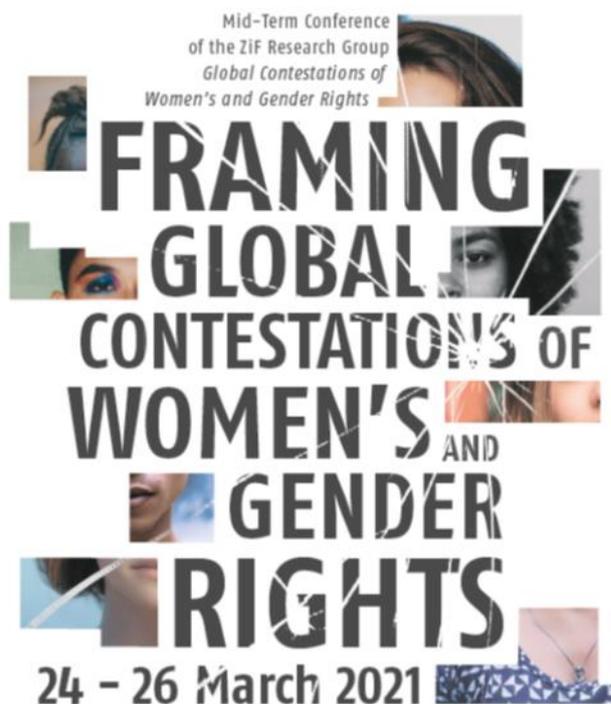
Die zehn Professor*innen der Universität Bielefeld, die die Kollegiat*innen betreuen und das wissenschaftliche Leitkonzept der Aktivitäten des Graduiertenkollegs mitentwickeln setzen sich aus sechs Disziplinen zusammen: American Studies, Germanistische Literaturwissenschaft, Gesundheitswissenschaften, Politikwissenschaft, Soziologie und Sportwissenschaft. Die Forschenden des Graduiertenkollegs verbinden ihre Analysen von Geschlecht als Erfahrung mit anderen Erfahrungsdimensionen. Wie Menschen ein Geschlecht erleben und sich aneignen, das hängt mit einer Reihe von Dimensionen zusammen – zum Beispiel mit Klasse, Ethnizität, Staatsbürgerschaft, Sexualität, Gesundheit, Alter oder auch Religion. Hierzu werden eine Reihe von Workshops, Vorträge und andere Forschungsaktivitäten ins Leben gerufen, die auch mit der Unterstützung ausländischer und inländischer Wissenschaftler durchgeführt werden. Das Graduiertenkolleg plant weiterhin, die durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit entstehenden Arbeiten in einer Publikationsreihe zu veröffentlichen.

Weitere Informationen:

<https://www.uni-bielefeld.de/izg>

Framing the Global Contestations of Women's and Gender Rights. Mid-term-Konferenz der Forschungsgruppe *Global Contestations of Women's and Gender Rights*

Anna Efremowa



Frauen*- und Geschlechterrechte werden derzeit an vielen Orten der Welt zunehmend in Frage gestellt und angegriffen. Besonders deutlich zeigt sich dies etwa in den Debatten um Abtreibungsrechte oder Anfeindungen gegenüber Feministinnen und Gender Studies. Die Auseinandersetzungen darüber, ob Frauenemanzipation traditionelle Familienmodelle unterlaufe und in welcher Weise diese Anfechtungen durch neo-patriarchale, autoritäre Regime, Parteien und Bewegungen befördert werden, sind weitere Beispiele für ein Ringen um Inhalt und Umsetzung von Frauen*- und Geschlechterrechten. Das wirft die Frage auf, wie Geschlechterrechte und -politiken sich (im vergangenen Jahrzehnt) verstärkt zu einer umstrittenen Thematik entwickeln konnten. Seit Oktober 2020 bringt die ZiF-Forschungsgruppe *Global Contestations of Women's and Gender Rights* unterschiedliche Perspektiven auf dieses Phänomen in einem interdisziplinären Dialog zusammen, um gemeinsame Logiken, Muster und Strategien im Verhältnis zur Verstrickung mit übergeordneten Machtstrukturen und Hierarchien – wie ökonomischen Abhängigkeiten, Kämpfen um politische Hegemonien, anhaltenden kolonialen Hinterlassenschaften oder religiösen Diskursen – zu diskutieren. Mit der dreitägigen Hybrid-Veranstaltung „Framing the Global Contestations of Women's

and Gender Rights", die vom 24. bis zum 26. März 2021 am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) in Bielefeld stattfand, wurde eine erste Bilanz dieser Zusammenarbeit gezogen.

In ihrer Keynote „*Gendering Global Entanglements – Decolonizing Inequalities*“ zeigte die Soziologin Manuela Boatcă (Freiburg, Deutschland) am Beispiel transnationaler Migration auf, wie sich vor dem Hintergrund imperialer Verflechtungen historisch die Kategorien „Staatsbürgerschaft“ und „Geschlecht“ zu den entscheidendsten Faktoren für globale Ungleichheiten entwickelt haben. Bezugnehmend auf Maria Lugones' Konzept der Kolonialität von Geschlecht zeigte sie, wie durch die gewaltvollen Konstruktionen des/der Anderen, Ausbeutung und Versklavung möglich wurden. Gegenwärtige globale (Geschlechter-)Ungleichheiten müssen daher in der „longue durée“ betrachtet werden, um die aktuellen Auseinandersetzungen um Gleichstellungsrechte und Staatsbürger*innenrechte zu verstehen und zu einer Neukonzeptualisierung von Gleichheitsprinzipien zu gelangen.

Im ersten Panel unter dem Titel „*Reconfiguring Gender Inequalities and Global Solidarities: Decentering Foundational Concepts*“ fragten die Referent*innen danach, was Gleichheit und Solidarität unter unterschiedlichen sozialen, kulturellen und historischen Bedingungen bedeuten, und hinterfragten dazu grundlegende Annahmen und Konzepte von Recht. In ihrem Vortrag „*Worldwide Right-Wing Contestations of Gender Equality: Thinking Global Intersectionalities*“ stellten Birgit Sauer (Wien) und Julia Roth (Bielefeld) bei den sogenannten Anti-Gender-Mobilisierungen u. a. die Bedeutung von Affekten und Emotionen in Massenmedien heraus und wiesen auf die Vereinnahmung feministischer Perspektiven für rassistische Argumentationen (Femonationalismus) hin. Demgegenüber zeigen soziale Bewegungen wie #NiUnaMenos gegen Femizide und sexualisierte Gewalt in Lateinamerika oder #SayHerName gegen rassistische Polizeigewalt in zahlreichen Ländern auch die Potenziale von solidarischen Bündnissen und Strategien der Zusammenarbeit jenseits nationaler, kultureller, klassenbezogener, religiöser und weiterer Grenzlinien.

Der Jurist José Manuel Barreto (Bogotá) und die Politikwissenschaftlerin Ina Kerner (Koblenz) machten mit ihrem interdisziplinären Dialog „*Universalisms and Provincialism: A Dialogue*“ die Ambivalenzen des Konzepts der universalen Menschenrechte deutlich. Trotz seines universellen Geltungsanspruchs habe die Geschichte der Moderne gezeigt, dass Menschen, die nicht weiß, männlich und heterosexuell waren, hiervon ausgeschlossen wurden. Sie schlugen vor, das Konzept des westlichen Universalismus nicht als einzig gültige Konzeption von Menschenrechten anzuerkennen und auch Ideen und Vorstellungen von Gleichheitsnormen zuzulassen, die im Widerstand gegen westlichen Imperialismus entstanden sind. Die Anthropologin Suad Joseph (Davis) plädierte in ihrem Vortrag „*Self, Relation and Gender Rights. (Un)Bounding Rights and Personhood*“, dafür, das autonom handelnde (heterosexuelle) Subjekt als Grundlage der westlichen Menschenrechtserklärungen nur als eine historisch spezifische Ausformung anzuerkennen, und regte an, die universalen Rechtsprinzipien hin zu einem relationalen Ansatz in der Konzeptualisierung von Gleichheitsrechten neu zu denken.

Am zweiten Konferenztag zeigten die Forschungsgruppenleiterinnen Julia Roth, Alexandra Scheele und Heidemarie Winkel (alle Bielefeld) mit ihrem Vortrag „*Framing the Global Contestations of Women's and Gender Rights*“ entlang der empirischen Felder „Staatsbürgerschaft“, „Arbeit“ und „Religion“ auf, wie über „Geschlecht“ jeweils Konflikte zugespitzt werden. Auch wenn

Staatsbürger*innenrechte schon immer umstritten und exklusiv waren, entfaltet sich in allen drei Feldern seit einiger Zeit eine neue Dynamik. Neo-patriarchale, autoritäre Regime, Parteien und Bewegungen streben eine Gesellschafts- und Geschlechterordnung an, in der nur bestimmte Gruppen von Menschen Zugang zu Ressourcen, Rechten und Privilegien haben. Dabei bedienen sie sich häufig einer rechtsbasierten Sprache und äußern sich angeblich im Namen von Menschenrechten, Freiheit oder Widerstand (z. B. gegen die Unterdrückung durch Eliten). Geschlechterpolitische Themen werden vor dem Hintergrund dieser Agenden vereinnahmt und instrumentalisiert. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als Fundament des modernen Kapitalismus ist nach wie vor eine weltweite Konstante. Da allerdings Frauen* weltweit zunehmend an bezahlter Arbeit auf den (globalen) Arbeitsmärkten teilnehmen, ist die Frage „Who cares?“ unausweichlich geworden. Die Chancen und Bedingungen für Frauenerwerbstätigkeit einerseits, aber auch die Bedürfnisse der Gesellschaft nach (unbezahlter) Fürsorgearbeit andererseits haben in den letzten Jahren (und besonders seit den ökonomischen Krisen 2008/2009) zu der sogenannten Care-Krise bzw. Krise der sozialen Reproduktion geführt und den Bereich von Frauen*- und Geschlechterrechten daher zu einem umkämpften Feld gemacht. Religionen haben wiederum identitäts- und sinnstiftende Funktionen. Innerhalb dieser werden unterschiedliche politische – liberale, anti-moderne, fundamentalistische oder autoritäre – Visionen des Sozialen entworfen. Vorstellungen über Geschlecht und Geschlechternormen stehen im Zentrum fundamentalistischer und religiöser Weltbilder, müssen jedoch kontextualisiert werden, um zu verstehen, welche konkreten Themen – wie Erbrecht, Scheidung oder Abtreibung – jeweils zum Gegenstand der Auseinandersetzungen um Frauen*- und Geschlechterrechte gemacht werden. Heidemarie Winkel hob abschließend hervor, dass religiöse Feministinnen nicht nur die natürlichen Verbündeten von säkularen Feministinnen seien, sondern dringend gebraucht werden, um zwischen glaubensbasierten politischen Aktivitäten und der Instrumentalisierung von Religion im politischen Bereich unterscheiden zu können.

Ania Plomien (London), Martina Sproll (Berlin) und Alexandra Scheele eröffneten mit ihrem Vortrag das Panel „*Global Crisis: States – Markets – Families*“. Unter dem Titel „*Social Reproduction: Crisis and the Inherent Contradictions of Capitalism*“ zeigten sie, dass der sogenannte „Care-Gap“ bereits vor der Covid-19-Pandemie fester Bestandteil der (neo-)kapitalistischen Produktionsverhältnisse war. Die globale Coronakrise verstärkte bereits existierende (geschlechtsspezifische) Ungleichheitsverhältnisse. So zeigten die Beispiele aus dem globalen Süden und Norden sowie ein internationaler Vergleich, dass sich Geschlechterungleichheiten entlang von „Race“ und Klassenzugehörigkeit durch die Pandemie weiter intensiviert haben, doch staatliche Strategien als Antwort auf die aktuelle Krise weder die Versorgungslücken im Care-Bereich schließen noch geschlechtsspezifische Ungleichheitsstrukturen beseitigen können. Am Beispiel der Post-Konflikt-Phase im Niger-Delta zeigte die Konflikt- und Friedensforscherin Onyinyechekwu Durueke (Port Harcourt) in ihrem Vortrag „*Post-Conflict Communities and Gender Inequalities*“, dass Kategorien wie „Geschlecht“, „Ethnizität“ und „soziale Klasse“ für die Beteiligten sehr unterschiedliche Erfahrungen in Konflikten und Post-Konflikt-Regionen verursachen. Obwohl 2015 der UN- Sicherheitsrat in einer Resolution die Förderung von Geschlechtergleichheit und Beteiligung von Frauen in Entscheidungsprozessen zu einem wichtigen Instrument des Wiederaufbaus in ehemaligen Kriegsregionen erklärte, bleiben die Partizipationsrechte von Frauen* durch die lokale Rechtskultur,

patriarchale Machtstrukturen und militarisierte Männlichkeitsvorstellungen im nigerianischen Niger-Delta eingeschränkt und prägen ihre (Alltags-) Erfahrungen.

Im dritten Panel „*Negotiating Hegemonic Knowledge Production about Gender*“ beleuchteten die Referentinnen die Frage nach der hegemonialen Wissensproduktion im Hinblick auf die Rolle von Religion in den Auseinandersetzungen um Frauen*- und Geschlechterrechte. Heidemarie Winkel und die Linguistin Fatima Sadiqi (Fez) untersuchten in ihrem Beitrag „*Politicizations of Religion: Between Fundamentalist Contestations and Feminist Renegotiations*“, am Beispiel Marokkos und Deutschlands die unterschiedlichen Muster des Verhältnisses von Politik und Religion und der jeweiligen Politisierung von Religion. Es wurde gezeigt, wie traditionalistische und fundamentalistische religiöse Akteure seit dem 19. Jahrhundert kontinuierlich in politische Auseinandersetzungen und Debatten um gesellschaftlichen Wandel involviert sind, und wie sich ihnen in beiden Kontexten u.a. religiös-feministische Gegenbewegungen gegenüberstellen. Analog dazu lassen sich die Debatten um das religiöse Familienrecht in Mali und dessen Veränderung 2009 verstehen. Die Anthropologin und Juristin Brenda Kombo (Bielefeld) zeigte in ihrem Vortrag „*Contestations over Culture and Human Rights in Family Code Reform in Mali*“, dass die unterschiedlichen Kontroversen über das koloniale Erbe eines säkularen Staates, die demokratischen Beteiligungen an einer Gesetzreform und die religiösen, kulturellen und traditionellen Normen auch ein gesellschaftliches Spannungsfeld schaffen, in dem Fragen von Geschlechterrechten und Familienarrangements verhandelt werden.

Im Panel „*Questioning Global Productions of Normativities*“ wurden (globale) Normen- und Normalitätsvorstellungen von *Geschlecht* in Frage gestellt. Die Rechtswissenschaftlerin Ligia Fabris (Rio de Janeiro), die Geschlechterforscherin Holly Patch (Bielefeld) und der Philosoph Karsten Schubert (Freiburg) ließen in ihrem Vortrag „*Liberalism and the Construction of Gender (Non-) Normative Bodies and Queer Identities*“ die Widersprüche erkennen, die sich aus einer Forderung nach rechtlicher Anerkennung von Trans*-, Inter*- und nicht-binären und queeren Lebensweisen innerhalb einer rechtlichen Tradition von Heteronormativität ergeben. Am Beispiel eines Trans*chores in Los Angeles illustrierten sie, dass dessen politischen Forderungen sich innerhalb des liberalen Menschenrechtsdiskurs bewegen, jedoch ihre künstlerischen und politischen Praktiken sich jeder Annahme naturgegebener Geschlechterunterschiede widersetzen. Die Referent*innen warfen somit die Frage auf, wie eine Rechtsprechung ausgestaltet werden kann, die jede Annahme einer naturgegebenen Geschlechterordnung überwindet und nicht-binäre Existenzweisen und Erfahrungen anerkennt. Mishuana Goemann (Los Angeles) ging mit ihrem Vortrag „*Anti-Colonial Strategies in Promoting Gender Social Justice*“ der Frage nach, wie koloniale Gewalt im Siedlerkolonialismus *vergeschlechtlicht* wird. Sie versteht politische indigene Feminismen per se als eine antikoloniale Strategie, da sie sich nicht nur den patriarchalen Vorstellungen innerhalb eines bürgerlichen Familienmodells widersetzen, sondern auch der „Gewalt der Inklusion“ durch die Integration in ein Rechtssystem, das die Kollektivrechte ihrer Gemeinschaft untergräbt. Die Historikerin Andrea Pető (Wien) machte mit in ihrem Beitrag „*Lessons Learned from Rhetoric and Agenda of Illiberal Gender Politics Regarding Reproductive Rights in Hungary*“, deutlich, dass viele Versprechen der Menschenrechte, angesichts der Prekarisierung der Lebensverhältnisse seit 1989, nicht in der Lebensrealität vieler Menschen in Osteuropa eingelöst werden. Das EU-Gleichstellungsparadigma, das Arbeit als primären Ort der Frauenemanzipation erklärt und sich auf die individuellen Rechte von Frauen konzentriert, kann auch die sozialen Folgen einer Austeritätspolitik seit der Finanzkrise

2008/2009 nicht abmildern. Am Beispiel der Regierung Orbán in Ungarn, machte sie deutlich, wie in einer neoliberalen Wirtschaftsordnung rechtsextreme Parteien und Bewegungen Themen von „reproduktiven Rechten“, „Mutterschaft“ und „Familie“ als politische Themen vereinnahmen.

Am dritten Konferenztage plädierte die Bundesverfassungsrichterin Susanne Baer (Karlsruhe) in ihrer Keynote „*Gendered Normativities: The Role and Rule of Law*“ für einen differenzierten Rechtsbegriff und unterschied zwischen *Menschenrechten* als Konzept, als Idee, als politisches Instrument und als Gesetzestext. Sie konstatierte, dass Menschenrechte aktuell von allen Seiten kritisiert werden – von progressiven und konservativen, politisch linken und rechten Lagern. Feministischen Forderungen wie die nach Privatsphäre, zum Schutz der Autonomie von Frauen* im Bereich von Pornografie, Prostitution und Reproduktionsrechten, werde heute von vielen rechtsnationalen und populistischen Positionen übernommen und vereinnahmt, um die Familie als Bastion der Privatsphäre zu erklären und so patriarchale Herrschaftsverhältnisse aufrechtzuerhalten. Baer fasste zusammen, dass eine produktive Kritik notwendig sei, um auf die Grenzen von Menschenrechten aufmerksam zu machen. Eine (antidemokratische) Gefahr gehe jedoch von einer Kritik aus, die die Existenzberechtigung dieser rechtlichen, politischen und normativen Instrumente in Frage stellt und proklamiert – wie kürzlich die Türkei bei ihrem Austritt aus der Istanbul-Konvention – man brauche diese nicht mehr, da Geschlechtergerechtigkeit bereits erreicht sei.

Die Konferenz endete mit einer abschließenden Reflexion von Ligia Fabris, Stefania Maffei (Dresden), Martina Sproll und Shirin Zubair (Lahore) über die vergangenen drei Tage und gab einen Ausblick auf das weitere Arbeitsprogramm der Forschungsgruppe. So wurde die Notwendigkeit einer systematischen Betrachtung der Ursachen globaler Ungleichheitsstrukturen aus einer intersektionalen Perspektive betont. Vor dem Hintergrund der Umdeutungen und Neu/Re-Interpretation von Menschen- und Gleichheitsrechten durch autoritäre, nationalistische und fundamentalistische Gruppen und Akteur*innen wurde angeregt, bei der Analyse der aktuellen Auseinandersetzungen um Frauen*- und Geschlechterrechte zwischen Kritik und Angriffen systematisch zu unterscheiden, um hegemoniale Wissensproduktionen differenzierter zu hinterfragen. In diesem Kontext ist es von Bedeutung, über die Rahmenbedingungen und neue Formen von Widerstand und Solidarität nachzudenken.

Ein Konferenzband im Bielefelder Verlag *transcript* ist in Planung. Hinweise zu weiteren Veranstaltungen, Veröffentlichungen und Podcasts der ZiF-Forschungsgruppe *Global Contestations of Women's and Gender Rights* finden sich auf der Webseite: [https://www.uni-bielefeld.de/\(de\)/ZiF/FG/2020Gender/](https://www.uni-bielefeld.de/(de)/ZiF/FG/2020Gender/)

Anna Efremowa

Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF)

Universität Bielefeld

global-contestations@uni-bielefeld.de

Berufseinstieg mit den Gender Studies. Ein Interview mit Absolventinnen des Bielefelder Masterstudienganges „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“

Sebastian Grieser & Annamareike Schramme

Lena und Kathi haben in den letzten zwei Jahren ihr Studium im Masterstudiengang „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ an der Universität Bielefeld abgeschlossen. Sie haben uns in einem Interview von ihrem Berufseinstieg und ihren ersten Berufserfahrungen mit ihrem Abschluss in Gender Studies berichtet. Lena ist seit einem halben Jahr Gleichstellungsbeauftragte, Kathi arbeitet seit 9 Monaten in einem Projekt, das Bildungsangebote zu queeren Themen anbietet. Beide arbeiten Teilzeit. Das Interview fand im Februar 2021 statt. Es ist in Teilen gekürzt und redaktionell bearbeitet worden. Auf Wunsch der Interviewpartner:innen haben wir ihre Namen und ihre Arbeitsorte geändert. Das Interview wurde geführt von Sebastian Grieser, Studiengangskoordinator des MA Gender Studies, und Annamareike Schramme, Studentin im MA Gender Studies an der Universität Bielefeld.

Wir freuen uns sehr, heute mit euch über eure ersten Arbeitserfahrungen zu sprechen. Könnt ihr zu Beginn beschreiben, wie euer derzeitiges Tätigkeitsfeld aussieht?

Kathi: Ich arbeite seit letztem Jahr in einem Projekt in Frankfurt zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt. Wir bieten verschiedene Bildungsformate zu queeren Themen an. Unser Ziel ist es mit Bildungsarbeit für queere Themen zu sensibilisieren und damit auch Antidiskriminierungsarbeit zu machen. Als hauptamtliche Koordinatorin bin ich sowohl für die Koordination des Trainer:innenteams wie der Trainings verantwortlich. Ich treffe im Vorfeld Absprachen mit unseren Kooperationspartner:innen organisiere aber auch die Teamtreffen. Und ich bin die Schnittstelle zu unserem Träger. Das bedeutet, ich organisiere zum Beispiel Vernetzungstreffen oder Treffen mit Leuten aus der offenen Kinder- und Jugendarbeit.

Und Lena, wie ist das bei dir?

Lena: Ich habe vor ein paar Monaten als hauptamtliche Gleichstellungsbeauftragte in einer Kommune angefangen. Das Großartige an meiner Funktion als Gleichstellungsbeauftragte ist, dass ich weisungsungebunden bin. Das heißt, ich kann eigentlich machen was ich möchte und der einzige Mensch, der mir noch übersteht, ist der Bürgermeister. Das ist nicht in allen Bundesländern so. Ich bin meine eigene Abteilung. Natürlich arbeite ich mit den anderen Stabsstellen und Teams im Rathaus sehr kollegial zusammen.

Kannst du deine Arbeit noch etwas genauer beschreiben?

Lena: Ich mache Veranstaltungsorganisation für die Bürger:innen im Ort, Fachveranstaltungen, Informationsveranstaltungen, Workshops. Dann bin ich aber auch für die Gleichstellungsarbeit intern

zuständig. Also nach innen, im Rathaus bin ich in Personalauswahlprozessen und Stellenausschreibungen und Vorstellungsgesprächen beteiligt. Ich bin die Ansprechpartnerin, wenn sich zum Beispiel jemand intern auf Grund seines Geschlechts ungerecht behandelt fühlt. Ich mache also für die Kommune Gleichstellungsarbeit nach außen, aber auch nach innen.

Wie seid ihr an eure Jobs gekommen? War es schwer mit eurem speziellen Masterabschluss etwas zu finden?

Kathi: Also, ich muss sagen, ich hatte wirklich Glück. Ich habe direkt nach dem Studium die Stelle bekommen, die genau zu mir gepasst hat. Während der Suche war ich zwar offen, aber es war super, dass ich so schnell im Bildungsbereich anfangen konnte, und dann sogar mit queerem Bezug.

Lena: Ich habe die Stelle über ein ganz klassisches Bewerbungsverfahren gefunden. Die Stelle war ausgeschrieben bei der Bundesagentur für Arbeit. Alle Kommunen stellen in die Jobbörse der Bundesagentur ihre Stellenausschreibungen. Ich habe mich da beworben und bin sofort genommen worden. Was mich überrascht hat, weil ich dachte: okay, ich fahr da jetzt zu einem Bewerbungsgespräch in ein konservatives Dorf und bewerbe mich da als junge, gerade fertig studierte, intersektionale Feministin, das kann eigentlich nichts werden. Das war dann aber ganz anders. Ich wurde nach dem Gespräch direkt angerufen und bin genommen worden. Ich glaube, dass die gerade Lust hatten auf eine jüngere Person, die vielleicht einen frischen Wind reinbringt.

Du hast dich also unterschieden von den anderen Bewerber:innen. Hatte das auch was mit deinem Gender Studies Abschluss zu tun?

Lena: Bei diesem Bewerbungsverfahren haben sich wenig Menschen beworben, die einen Masterabschluss in Gender Studies hatten. Ich denke, dass sich da überwiegend Leute beworben haben, die aus der Arbeit mit Frauen kamen und einer älteren Generation angehören. Frauen die sich politisiert haben als es Studiengänge wie die Gender Studies noch gar nicht gab.

Und dann komme ich mit meinem Master in Gender Studies. Ich hatte vorher ja schon in der Gleichstellungsarbeit in einer Großstadt gearbeitet und ich habe im Rahmen des Studiums ein Praktikum in einer Antidiskriminierungsstelle gemacht. Das ist ein Hintergrund, mit dem ich wohl punkten konnte.

Könnt ihr anderen Studierenden ein paar Tipps für die Jobsuche geben?

Lena: Für mich gibt es zwei Strategien: Das Erste ist natürlich, dass man sich auf ausgeschriebene Stellen bewirbt und aktiv nach Stellenausschreibungen sucht. Das Zweite – und das habe ich mehrmals erlebt – ist meistens um einiges produktiver und zielführender, nämlich Initiativbewerbungen. Ich habe eigentlich nie gesucht, was ausgeschrieben ist, sondern ich habe eher geguckt, welche Institutionen mich denn interessieren? Was ist mein Traumarbeitsplatz? Und dann habe ich mir da die Homepages angeguckt und angerufen und gefragt: „Ja, könnte ich vielleicht mal ein Praktikum bei Ihnen machen, oder könnte ich mal hospitieren“. Und so kommt man mit den Leuten ins Gespräch. Da haben sich schon teilweise echt gute Sachen daraus ergeben, zum Beispiel meine erste Stelle in der Gleichstellung – das war nach dem Bachelor – da habe ich zwei Monate Praktikum gemacht und danach wurde mir da eine Elternzeitvertretung angeboten. Ich bin da also reingerutscht.

Kathi: Mir haben während der Bewerbungszeit auch zwei Sachen geholfen: erstens die Suche als konkrete Aufgabe zu begreifen und das nicht ständig zu machen. Einmal die Woche gezielt nach neuen Stellen zu recherchieren und nicht jeden Tag zu suchen, weil das frustriert. Und zweitens hat mir geholfen, mich viel mit anderen auszutauschen. Gerade wenn du Menschen hast, die halbwegs gleichzeitig mit dir einen Abschluss machen und auf die Suche gehen. Ich habe das damals mit einer Freundin gemacht und das war richtig gut. Es geht auch darum wirklich anzuerkennen, dass so ein Bewerbungsprozess schwierig sein kann und es wichtig ist sich einen Weg zu überlegen wie mit aufkommenden Frust umgegangen werden kann. Und ganz wichtig ist, sich auch bewusst zu machen, dass viele Absagen nicht unbedingt nur mit einem selbst zu tun haben.

Lena: Das sehe ich wie Kathi. Also die Phase der Jobsuche kann schon sehr frustrierend sein. Ich würde mir dafür feste Zeiten einplanen und unbedingt auch mal Feierabend von der Arbeitssuche machen, das ist ganz wichtig! Ich habe mal gehört, dass es ca. ein Jahr dauert, bis ein:e Sozial- oder Geisteswissenschaftler:in nach dem Studium einen Job gefunden hat. Ich weiß zwar nicht, ob das stimmt, aber das hat mir schon sehr viel Druck genommen!

Es heißt ja, Netzwerke sind für den Berufseinstieg sehr wichtig. Wie ging es euch damit?

Lena: Ja, das kann ich bestätigen. Es ist wichtig, dass man sich überlegt: Welche Leute kenne ich? In welchen Bereichen arbeiten die? Was für Kontakte könnten die haben? Es hilft ungemein, sich sein eigenes Netzwerk anzuschauen und zu überlegen, wen könnte ich noch mal anschreiben und sagen: „Hey übrigens, ich habe jetzt meine Masterarbeit abgegeben und ich suche jetzt dies und das, kannst du mal bitte für mich die Ohren offenhalten“. Also das funktioniert nicht nur, wenn man ein WG-Zimmer in der Großstadt sucht, sondern das funktioniert auch, wenn man auf Jobsuche ist.

Ich habe von verschiedenen Menschen gehört, dass wir bei der Wahl des Masterarbeitsthemas strategisch denken sollten. Weil bei Jobbewerbungen da auch darauf geschaut wird. Wie war das bei euch?

Lena: In meinem Fall wurde da ehrlich gesagt nicht drauf geschaut. Aber ich glaube es kann wichtig sein, wenn man zum Beispiel ein Masterarbeitsthema hat, das perfekt zu der Stelle passt. Mein eigener Eindruck war aber, dass auf das Gesamtpaket geguckt wurde. Bei mir persönlich hatte ich jetzt andere Erfahrungen aus anderen Bereichen, die einfach besser gepasst haben zu der Stelle. Deswegen habe ich mich bei der Bewerbung und im Gespräch mehr darauf fokussiert. Für mich persönlich war es bei der Masterarbeit wichtig, ein Thema zu haben, auf das ich Lust hatte. Ein Thema mit dem ich mich ein halbes Jahr beschäftigen wollte.

Kathi: Ich glaube, dass das mit der Masterarbeit ein Möglichkeitsraum ist. Wenn man sehr konkrete Ideen hat, in welche Richtung man beruflich gehen will, dann macht das schon Sinn, dass die Masterarbeit da drauf abgestimmt ist. Aber für mich war da auch die intrinsische Motivation am wichtigsten, damit ich den Schreibprozess gut überstehe. Und mich beschäftigt mein Masterarbeitsthema auch noch weiter, in anderen Projekten, die noch nicht Lohnarbeit sind. Da habe ich zum Beispiel noch einmal einen Vortrag darüber gehalten.

Wie habt ihr den Übergang vom Studium zum Beruf erlebt?

Lena: Ich habe schon zwischen Bachelor und Master in der Gleichstellung gearbeitet, ich wusste also ungefähr, was mich erwartet und bin sehr offen und freundlich empfangen worden.

Kathi: Der Übergang von Studierender zu Angestellter war bei mir sehr kurz. Da gab es nicht so viel Zeit zum Nachdenken, weil es schnell losging. Ich hatte vom ersten Tag an die ganze Verantwortung und habe selbstständig gearbeitet. Ich wollte aber auch gerne arbeiten. Ich mag es berufstätig zu sein und mein eigenes Geld zu verdienen und neue Sachen kennenzulernen.

Ich stell mir das wirklich herausfordernd vor, plötzlich zum ersten Mal alleine verantwortlich zu sein für so viele neue Dinge.

Kathi: Ja, der Übergang, der war einfach krass. Zumindest unter den Bedingungen unter denen er bei mir stattgefunden hat. Wenn du mal ein Vorstellungsgespräch hast, dann frag nach, ob du eingearbeitet wirst und wenn nicht, dann besteht da drauf. Einarbeitung ist ganz wichtig. Bei mir kam ja auch noch ein Umzug in eine ganz neue Stadt dazu. Da kam dann schon viel auf einmal. Da würde ich beim nächsten Mal gerne entzerren. Was mir dann geholfen hat, war, dass ich schon durch die Uni gewohnt war selbstständig zu arbeiten. Da haben mir das Studium und auch bisherige Arbeitserfahrungen ganz gut geholfen.

Kannst du das genauer beschreiben? Wie hat dir das Studium geholfen, dich zu strukturieren?

Kathi: Ich habe in der Uni z.B. Tools gelernt wie am Ende des Tages eine To-do-Liste für den nächsten Tag erstellen und die dann priorisieren. Oder eben andere Zeitmanagement-Hilfsmittel, die einem helfen sich selbst zu strukturieren und zu disziplinieren. Das ist was Praktisches, was ich aus dem Studium mitnehme und das in vielen Bereichen hilfreich ist.

Jetzt ist es ja schon angeschnitten worden: Wie viel hat euer Arbeitsalltag inhaltlich mit eurem Studium zu tun? Was habt ihr aus eurem Studium für Kompetenzen und Wissen mitnehmen können?

Lena: In dem Bereich, in dem ich arbeite, sind Zahlen das A und O. Ich muss ständig mit Zahlen argumentieren und nach den passenden Studien suchen. Und ich glaube, gerade bei meinem Bewerbungsgespräch konnte ich damit auch gut punkten. Egal, was ich da gefragt wurde, ich habe immer irgendwelche Zahlen genannt und auf Studien verwiesen. Das ist viel Wissen, das ich aus meinem Studium hatte, und ich glaub, damit habe ich die Leute ein bisschen beeindrucken können.

Kathi und wie viel hat dein Job mit deinem Studium zu tun?

Kathi: Inhalte aus meinem Studium spielen eine große Rolle. Dadurch, dass meine Arbeit im queeren Bereich angesiedelt ist, hat das natürlich viel mit Geschlecht und Sexualität zu tun. Mir hilft das Studium, weil ich da Geschlecht und Sexualität sowohl als Strukturkategorie als auch als politische Kategorie kennengelernt habe. Das macht schon einen sehr großen Unterschied. In meiner Berufspraxis wird Geschlecht und Sexualität häufig als persönliche Identitätskategorie verstanden und dabei auch mit der eigenen Persönlichkeit verknüpft. Durch mein Studium habe ich aber noch mal eine ganz andere Perspektive darauf und kann zum Beispiel Muster erkennen oder strukturelle Benachteiligungen und Machtverhältnisse. Das ist eine spannende Ergänzung. Das Wissen aus dem Studium hilft, Zusammenhänge auf einer abstrakteren Ebene zu verstehen und zu vermitteln. Ich würde sagen, es ist schon viel Gender Studies in dem was ich mache. Oft sind es aber auch

unsichtbare Sachen. Z.B. die Art, wie in den Gender Studies gelehrt wurde oder der Wert, der auf Reflexivität gelegt wird. Wir haben z.B. in einem Seminar ein Lerntagebuch geschrieben. Dass wir da gelernt haben uns zu reflektieren, uns zu überlegen: was kommt am Ende bei Lernprozessen raus und aus welchen Gründen. Da kann ich jetzt viel daraus ziehen für den Arbeitsalltag, auch wenn das vielleicht nicht ganz so eindeutig ist oder auch nicht so schnell erkenntlich wird.

Gibt es auch Inhalte, die ihr euch im Nachgang gewünscht hättet? Etwas was euch jetzt in eurem Berufsalltag fehlt?

Kathi: Also das Studium hat mir nicht dabei geholfen mir Maßnahmen für Teambuilding auszu-denken. Oder Beratungen zu machen. Das habe ich mir in anderen Kontexten angeeignet. Wie gesagt, ich sehe den Mehrwert des Studiums eher auf der inhaltlichen Ebene und als Frage der Haltung.

Lena: Ich habe am Ende des Studiums gemerkt, dass ich nah an den Menschen, vor allem mit Frauen arbeiten möchte. Dafür hat mir aber die pädagogische oder psychologische Ausbildung gefehlt. Eine Ausbildung als Berater:in oder ein Studium der Sozialen Arbeit ist ja manchmal Voraussetzung für bestimmte Stellen. Da hatte ich dann aber tatsächlich Glück. Als Gleichstellungsbeauftragte habe ich auch eine Beratungsfunktion. Ich habe einen engen Kontakt zu Frauen und kann Erstberatungen machen, kann die Frauen weiter vermitteln an die psychologische Beratungsstelle oder an weitere Institutionen.

Kathi: Ja und die Weiterbildung hört ja mit dem Studium nicht auf.

Die Gender Studies zeichnen sich ja durch ihr reflexives Wissenschaftsverständnis aus. Habt ihr das Gefühl, ihr könnt ein solches reflexives Verständnis in eurem beruflichen Alltag anwenden?

Kathi: Wenn ich darüber nachdenke, dann lande ich schnell bei der Frage nach Benachteiligung und Privilegien. Ich arbeite mit Gruppen, die besonders verletzlich sind. Die tagtägliche Benachteiligung und Diskriminierung erfahren. Wichtig ist für mich dabei ein Bewusstsein für Benachteiligung zu entwickeln, sich selbst zu reflektieren und zu gucken, wo habe ich Privilegien und wo habe ich keine. Ich selbst bin ja auch Teil der queeren Community und habe vielleicht ähnliche Erfahrungen, aber meine persönlichen sind ganz anders als von anderen Menschen. Zum Beispiel weiß ich, dass ich im Vergleich zu Trans*Jugendlichen durch meine Cisgeschlechtlichkeit krasse Privilegien habe.

Lena: Ich würde da gerne noch einen Punkt ergänzen. Ich habe im Studium auf jeden Fall gelernt, die jeweilige soziale Position von Menschen zu berücksichtigen. Ich kann z.B. nicht einfach einen wissenschaftlichen Fachvortrag halten, weil das nicht den Zielgruppen meiner Arbeit entspricht. Da muss ich immer reflektieren, wo ich mein Gegenüber abholen kann. Wenn ich z.B. auf das Thema Sorgearbeit aufmerksam machen will, dann muss ich das sehr niedrigschwellig machen. Den Leuten vor Ort zum Beispiel erst einmal erklären was Sorgearbeit bedeutet und dann in einem zweiten Schritt diskutieren wer wie viel davon übernimmt. Das ist schon ein wichtiger Teil meiner Arbeit, diese Übersetzungsarbeit von theoretischen Inhalten in die Praxis.

Kathi siehst du das ähnlich wie Lena? Dass es in deiner Arbeit um Übersetzungsleistungen geht?

Kathi: Ja sicher, aber vielleicht anders als bei Lena. Es geht bei mir oft um die Frage in welcher Form ich etwas, für das ich durch die Theorie sensibilisiert wurde, ansprechen kann. Oft sind das

aufgeladene Fragen. Wer z.B. in einer Besprechung wie viel spricht oder wer in einem Team wie entlohnt wird, das sind Fragen, die nicht in einem luftleeren Raum stehen. Da geht es um Macht. Für solche Themen braucht es schon Sensibilität und auch Empathie, um sie passend anzusprechen.

Lena: Ich finde, was Kathi hier anspricht, ist ja auch eine Form von strategischem Denken. Durch die Beschäftigung mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen haben wir das sicher auch im Studium gelernt.

Hast du dafür ein konkretes Beispiel aus deiner Arbeit?

Lena: Die Verhältnisse sind in meiner Kommune zum Teil echt altmodisch und gleichzeitig sind die Leute aber offen und sehr herzlich. Die haben mich alle mit offenen Armen empfangen. Ich sehe, dass die Lust auf meine Themen haben, aber noch sehr wenig darüber wissen und manchmal vielleicht vor Themen zurückschrecken. Das ist dann nicht nur eine Frage des Wordings oder der Übersetzung, sondern auch immer eine strategische Sache: Ich habe z.B. jetzt die ersten Monate erst mal meine Füße stillgehalten. Ich habe erst mal die ganzen Arbeitskreise kennen gelernt und erst mal beobachtet. Ich habe gelernt, wie zum Beispiel die Personalauswahlverfahren hier ablaufen. Ich habe rausgefunden, auf welchem Wissensstand die Leute hier eigentlich sind. Ich habe erst mal beobachtet und jetzt muss ich noch ein paar Monate einen guten Eindruck machen. Dann kann ich auch Themen angehen, von denen ich persönlich denke, dass da jetzt mal was getan werden muss. Die schwierigen Themen. Für den Bereich kommunale Verwaltung in dem ich arbeite muss ich aber sowieso immer strategisch denken. Es geht um Parteienpolitik und um Geld. Deswegen muss man da einfach feinfühlig sein und in kleinen Schritten denken.

Aus der Geschlechter- und Arbeitssoziologie wissen wir ja um die derzeitigen Umbrüche in der Arbeitswelt, gerade in Hinblick auf die Entgrenzung von Arbeit. Wie sind eure Erfahrungen diesbezüglich?

Kathi: Ich glaube, was meine Arbeit besonders kennzeichnet ist, dass ich die Einzige vor Ort bin, die hauptamtlich angestellt ist. Ich habe noch eine Kollegin, die hat aber einen sehr geringen Stellenanteil. Unsere Trainer:innen arbeiten ehrenamtlich. Ich glaube, ich bin persönlich schon sehr ehrgeizig in den Sachen, die ich mache und ich möchte die auch sehr gut machen. Ich möchte aber nicht dreißig Stunden die Woche umsonst arbeiten. Ich muss mich also auch abgrenzen und das ist in einem politischen Umfeld manchmal schwierig, die Balance zu halten. Vermitteln, dass ich voll hinter dem Projekt stehe, aber einfach begrenzte zeitliche Kapazitäten habe. Ich habe mir ein Diensthandy angeschafft, ich habe klar kommuniziert wie meine Arbeitszeiten sind und dass es zum Beispiel auch Zeiten gibt, in denen ich nicht erreichbar bin.

Empfindest du das anders als Entgrenzung an der Uni?

Kathi: Ja, tatsächlich schon. In der Uni habe ich zwar auch Grenzen gezogen aber andere. Ich habe zum Beispiel immer von zu Hause gearbeitet und hatte da damals gar kein Problem damit. Der Unterschied ist, dass ich jetzt die Verantwortung für Andere trage, und dass jetzt einfach andere Ansprüche und Erwartungen an mich gestellt werden. Erwartungen, die ich auch nicht unbedingt immer erfüllen kann. Aber ich glaube, ich bin vom Typ her immer sehr strukturiert. An der Uni hatte ich z.B. auch schon feste Arbeitstage. Ich war da sehr an einer fünf Tage Woche orientiert, weil mir

das einfach besser tut. Und jetzt mache ich das halt auch so. Aber es ist schwieriger, denn in einem Umfeld, wo alle die Arbeit in ihrer Freizeit machen, sehr vieles abends stattfindet, viele Veranstaltungen am Wochenende, da gibt es mehr Notwendigkeit sich abzugrenzen.

Deine Arbeitszeiten sind sehr flexibel richtig?

Kathi: Ja. Die freie Zeiteinteilung ist Fluch und Segen zugleich. Ich habe keinen klassischen nine-to-five Job, sondern es ist komplett frei. Ich kann alles selber entscheiden und die Arbeit richtet sich nach dem, was gerade gemacht werden muss. Da leider Arbeit nicht für zwanzig Stunden anfällt, sondern für wesentlich mehr, ist das manchmal auch schwierig. Ich muss Entscheidungen priorisieren, muss genau überlegen, wann ich was mache. Das ist ein strukturelles Problem. Ähnliche Geschichten höre ich auch von anderen Stellen im sozialen oder politischen Bereich.

Lena, du hast solche Herausforderungen im öffentlichen Dienst nicht, oder?

Lena: Nein bei mir ist das wirklich anders als bei Lena. Die Anstellung im öffentlichen Dienst geht mit entspannten und geregelten Arbeitsbedingungen einher. Ich hab einen Tarifvertrag, ich bin abgesichert, meine Überstunden werden mir aufgeschrieben und ausgeglichen. Ich habe sozusagen eine Stechuhr und arbeite keine Stunde für meine Arbeitgeber:in umsonst. Das ist mir sehr viel wert, weil ich persönlich überhaupt nicht auf Entgrenzung von Arbeit und Leben stehe.

Könnt ihr abschließend noch ein paar Punkte nennen, die euch an eurer Arbeit gefallen?

Lena: Also was ich an meiner Arbeit besonders mag, ist die Abwechslung und die Themenvielfalt. Da Geschlecht ja in allen Lebensbereichen wirkt, arbeite ich zu ganz unterschiedlichen Themen. Letztens habe ich mich zum Beispiel mit Gender und Mobilität beziehungsweise Raumplanung beschäftigt, um die Kolleg:innen aus dem Bauamt zu sensibilisieren. Zu dem Bereich hatte ich bisher nichts gemacht. Außerdem mag ich auch die „Methodenvielfalt“: von intensiven, persönlichen Gesprächen, über Veranstaltungsorganisation, politischen Sitzungen, ausführliche Recherchen für die ich zum Beispiel Studien lese, ist alles dabei.

Kathi: Für mich ist es super zu einem Thema zu arbeiten, das mich politisch interessiert und gleichzeitig persönlich betrifft. Ich könnte stundenlang darüber reden, wie sinnvoll ich meine Arbeit und das Bildungskonzept finde, da stehe ich voll hinter und das ist erfüllend. Außerdem ist es einfach toll mit Menschen zusammen zu arbeiten, die so viel Motivation mitbringen und sich so sehr dafür einsetzen, dass Diskriminierung abgebaut wird. Gerade, weil viele noch so jung sind, ist es umso beeindruckender und auch inspirierend zu sehen, mit wie viel Energie sie sich engagieren.

Vielen Dank für das Gespräch und euch weiterhin alles Gute.

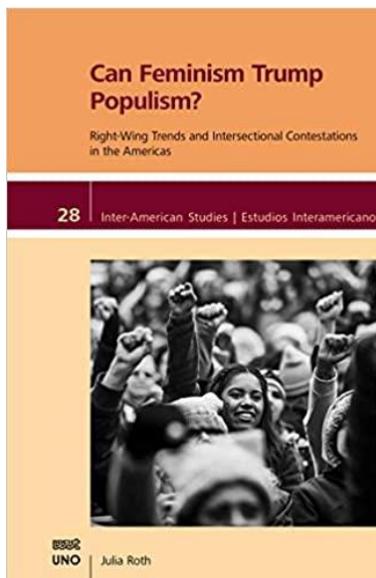
Annamareike Schramme
Studentin im MA Gender Studies

Sebastian Grieser
Studiengangskoordinator MA Gender Studies
Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
sebastian.grieser@uni-bielefeld.de

Neuerscheinungen

Can Feminism Trump Populism?

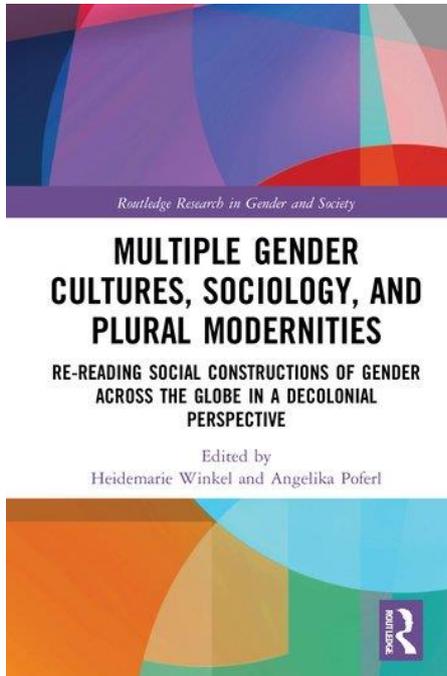
Right-Wing Trends and Intersectional Contestations in the Americas



The essay pursues a two-fold aim: to examine the logic and function of gender for (right-wing) populism in order to re-evaluate the phenomenon and expand the theorizing towards more complex forms of descriptions and analysis. Secondly, it seeks to sketch out spaces and practices of resistance that are also based on gendered politics (or, make resistance to anti-sexism their point of departure), such as the diverse feminist movements that are recently gaining strength and visibility.

Julia Roth (Hrsg.) (2021)
Can Feminism Trump Populism
InterAmerican Studies/Estudios InterAmericanos
Trier, WVT
ISBN: 978-1608012053

Multiple Gender Cultures, Sociology, and Plural Modernities



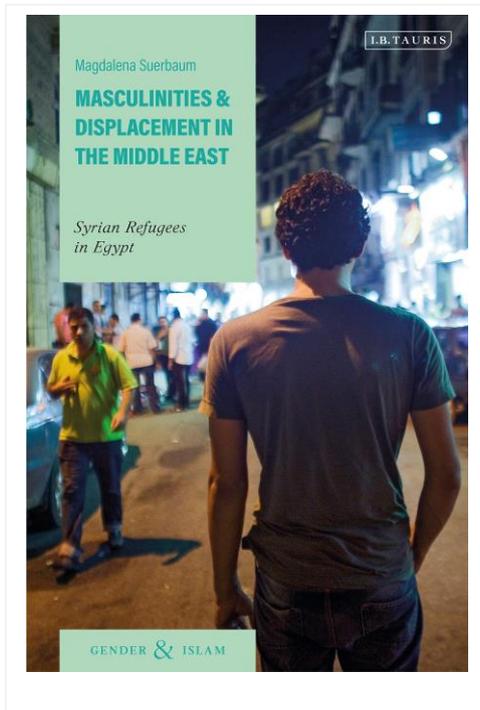
The book “Multiple Gender Cultures, Sociology, and Plural Modernities” edited by Heidemarie Winkel (University of Bielefeld) and Angelika Pofert (Technical University of Dortmund) on re-reading social constructions of gender across the globe in a decolonial perspective has been published as part of the series: Routledge Research in Gender and Society, recently.

Until today, Western, European sociology contributes to the social reality of colonial modernity and gender knowledge is a paradigmatic example of it. Multiple Gender Cultures, Sociology, and Plural Modernities critically engages with these ‘Western eyes’ and shifts the focus towards the global variety of gendered socialities and hierarchically entangled social histories

This is conceptualised as multiple gender cultures within plural modernities. The volume provides a re-reading of the social fabric of gender in contrast to androcentrist-modernist as well as orientalist representations of ‘the’ gendered Other.

Heidemarie Winkel, Angelika Pofert (Hrsg.) (2020)
Multiple Gender. Cultures, Sociology, and Plural Modernities
London/New York, Routledge
ISBN: 978-1138319028
<https://doi.org/10.4324/9780429454127>

Masculinities & Displacement in the Middle East



Following the outbreak of the Syrian uprising in 2011, many Syrians fled to Egypt. This ethnographic study traces Syrian men's struggles in Cairo: their experiences in the Egyptian labour market and efforts to avoid unemployment; their ambitions to prove their 'groomability' in front of potential in-laws in order to get married; and their discontent with being assigned the label 'refugee'. The book reveals the strategies these men use to maintain their identity as the 'respectable Syrian middle-class man' - including engaging in processes of 'Othering' and the creation of hierarchies - and Magdalena Suerbaum explains why this proved so much more difficult for them after Morsi was toppled in 2013.

Based on in-depth interviews, conversations and long-term participant observations, Suerbaum identifies Syrian men's emotional struggles as they undergo the experience of forced displacement and she highlights the adaptability and ultimate elasticity of constructed masculinities. The Syrians interviewed share their memories and their understandings of sectarianism and growing up in Syria, their interactions with the Egyptian and Syrian states, and their experiences during the Syrian uprising. The book takes an intersectional approach with close attention to the 'refugee' as a classed and gendered person.

Magdalena Suerbaum (2020)
Masculinities & Displacement in the Middle East
London: Bloomsbury Publishing
ISBN: 978-1838604042
<https://doi.org/10.5040/9781838604073>

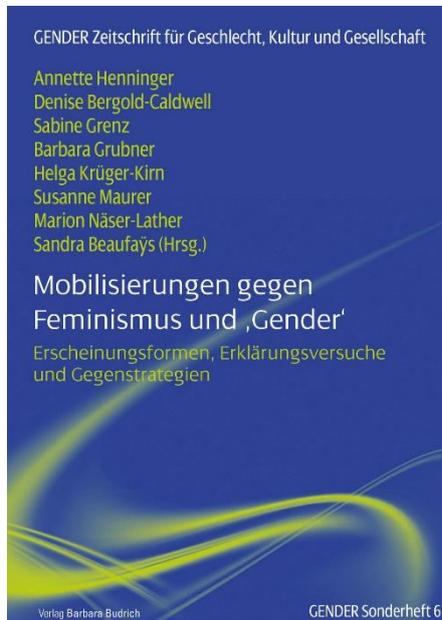
Feminismus, Säkularismus und Religion



In diesem Schwerpunktheft nehmen die Gastherausgeberinnen Heidemarie Winkel und Angelika Pofel eine Neubestimmung des Verhältnisses von Feminismus, Säkularismus und Religion vor. Dazu auch in diesem Heft ein Gespräch der beiden Gastherausgeberinnen mit Ulrike Freitag, Yael Kupferberg, Nahed Samour und Dorothea Sattler zum Spannungsverhältnis von Feminismus, Säkularismus und Religion.

Heidemarie Winkel, Angelika Pofel, Aline Oloff (Hrsg.) (2021)
feministische studien. Zeitschrift für Frauen- und Geschlechterordnung,
13. Jahrgang, Nr. 1
ISSN: 0723-5186, e-ISSN 2365-9920

Mobilisierungen gegen Feminismus und ‚Gender‘. Erscheinungsformen, Erklärungsversuche und Gegenstrategien

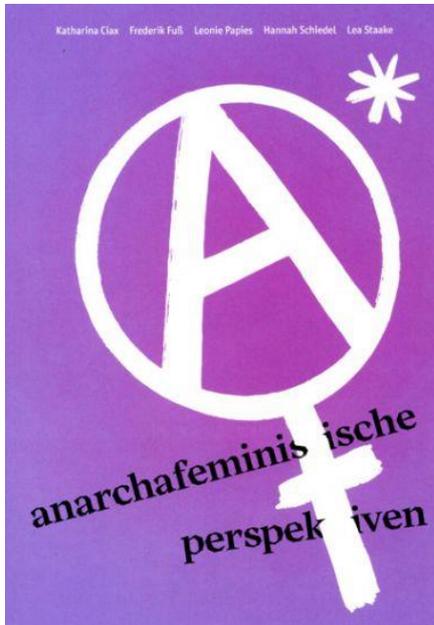


Sonderheft 6 der Zeitschrift GENDER

Die Autor_innen des aktuellen GENDER-Sonderhefts analysieren Mobilisierungen gegen ‚Gender‘ und Feminismus im Kontext des Erstarkens von Rechtspopulismus und Rechtsextremismus. Das Heft bietet einen Überblick über dieses Phänomen, das in der Forschung teils als Antifeminismus, teils als Anti-‚Genderismus‘ bezeichnet wird. Damit leistet der Sonderband einen Beitrag zur Forschung in einem interdisziplinären Feld. Die Beiträge lassen über Deutschland hinaus Perspektiven aus der Türkei, Italien und der Schweiz sichtbar werden.

Annette Henniger, Denise Bergold-Caldwell, Sabine Grenz, Barbara Grubner, Helga Krüger-Kirn, Susanne Maurer, Marion Näser-Lather, Sandra Beaufaÿs (2021)
Sonderheft 6 der Zeitschrift GENDER
Mobilisierungen gegen Feminismus und Gender
Leverkusen-Opladen, Barbara Budrich
ISBN: 978-3-8474-2528-1

Anarchafeministische Perspektiven



Dieser Sammelband AnarchaFeministische Perspektiven entstand aus einer Zusammenstellung verschiedenster Arbeiten zum Thema anarchistischer Feminismus beziehungsweise Anarchafeminismus, die im Rahmen eines autonomen Seminars der Fakultät für Soziologie an der Universität Bielefeld verfasst wurden.

Die hier abgedruckten Texte erlauben sowohl historische, theoretische, als auch aktuelle Perspektiven auf den Gegenstand des Anarchafeminismus welcher explizit auf die Befreiung der Frau* innerhalb der herrschaftslosen und doch häufig patriarchal gedachten anarchistischen Gesellschaftstheorie abzielt.

Darum werden in diesem Band antifeministische Tendenzen im historischen Anarchismus untersucht, Anarchismus und Gewalt in einer Analyse gegenüber gestellt sowie alternative Strafkonzeppte, die chilenische Frauen*bewegungen und der kurdische Freiheitskampf in Rojava als mögliche anarchafeministische Praxen beleuchtet. Der Band soll einladen, häufiger eine anarchafeministische Linse aufzusetzen und aufzeigen, dass Anarchafeminismus nicht nur immanent in der anarchistischen Theorie verwoben sein sollte, sondern in vielen Perspektiven und Diskursen verwoben ist und sich auf verschiedenste Bewegungen und Debatten anwenden lassen kann.

Katharina Ciax, Frederik Fuß, Leonie Papies, Hannah Schiedel (Hrsg.) (2020)
Anarchafeministische Perspektiven
Moers, Norbert Hinrichs
ISBN: 978-3-9817-1388-6

Betrifft Mädchen Intersektionale Mädchen*arbeit



Betrifft Mädchen ist seit über 20 Jahren die einzige bundesweit erscheinende Fachzeitschrift für Mädchenarbeit. Sie informiert über aktuelle Entwicklungen, Initiativen und Projekte von und für Mädchen und beleuchtet alle Felder der Jugendhilfe aus mädchen-spezifischer Perspektive. Fachfrauen der Mädchenarbeit bietet sie ein Forum, um Erfahrungen auszutauschen, Mädchenarbeit öffentlich zu machen, (fach-)politisch zu positionieren und sich weiter zu qualifizieren.

Die Zeitschrift wird herausgegeben von der Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenarbeit in NRW e.V., gefördert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Betrifft Mädchen
Intersektionale Mädchen*arbeit
Herausgeberin: LAG Mädchenarbeit in NRW e.V.
<https://www.maedchenarbeit-nrw.de>

Special Issue International Journal of Gender, Sexuality and Law

The issue brings together international and interdisciplinary perspective on legal aspects of gender identity registration, while focussing on sociological, legal and queer studies approaches to bodies and their registrations, looking at perspective of intersectionality, nation states and identities.

The right not to be discriminated against irrespective of gender (identity) may clash with state practices to attribute and register a legal gender to individuals. These labels, particularly as state and non-state actors currently make use of them, impact the possibilities that individuals have to enjoy human rights. While information on legal gender is used for many different purposes, including emancipation and anti-discrimination policies, it also serves to impose different rights and responsibilities that fall along sex and gender lines. The effects of such practices are especially felt by those who do not, or do not always, fit neatly into existing legal categories, including trans, queer, non-binary and intersex individuals and communities.

C.L. Quinan, Verena Molitor, Marjolein van den Brink, Tatiana Zimenkova (Eds.) (2020)
Bodies, identities, and gender regimes: Human rights and legal aspects of gender identity
International Journal of Gender, Sexuality and Law
<https://www.northumbriajournals.co.uk/index.php/IJGSL/issue/view/92>